Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 3 (1846)

Artikel: Der Cardinal Joseph Faesch, Oheim Napoleons, Erzbischof von Lyon, Primas von Gallien, Coadjutor des Fürst-Primas von Germanien, Senator und Grossalmosenier von Frankreich

Autor: [s.n.]

Kapitel: V: Faesch in seinen Verhältnissen zum Kaiserreiche und als Verwalter des Erzbisthums Lyon (1802-1815)

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-109782

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nicht auf, nach wie vor, der Vereinigungspunkt einer Menge der ausgezeichneten Männer der Hauptstadt zu sein, die hier zusammen kamen, theils um seine Gallerie zu bewundern, theils um der Mutter und dem Oheim des ersten Konsuls ihre Aufwartung zu machen, um durch sie sich bei demselben Eingang zu verschaffen. Man erblickte in seinen Gesellschaften Minister, Cardinäle, Gesandten, Senatoren, Generale, Akademiker, es war ein kleiner Hof, der aber später, nachdem ein eigentlicher kaiserlicher Hofstaat eingerichtet wurde und Napoleons Mutter ein besonderes Hotel erhielt, immer mehr sich auflöste und zuletzt nur auf Geistliche sich beschränkt hat. Er selbst soll während der konsularischen Zeit und ehe er wieder Geistlicher wurde, hauptsächlich die Salons von Mad. Junot, der nachherigen Herzogin von Abrantés, ihrer Mutter, diejenigen von Bourriènne, von Lascases, von Norvins und noch einige andere besucht haben.

V. Faesch in seinen Verhältnissen zum Kaiserreiche und als Verwalter des Erzbisthums Lyon (1802—1815.)

Faesch beeilte sich schon deßwegen nicht, die ihm liebgewordene Hauptstadt zu verlassen, um seine neue Diöcese anzutreten, als ihm aus eigener Ansicht bekannt war, wie sehr die Kathedrale und der erzbischöfliche Hof zu Lyon durch die Stürme der Revolution gelitten hatten, weßhalb er ankündigte, er werde nicht eher seinen Sitz daselbst beziehen, als bis das Departement und die Municipalität dieselben wieder auf würdige Weise würden ausgestattet haben. Dieses und seine Verhältnisse zum ersten Konsul reichten vollkommen hin, um den Eifer der Behörden dahin zu beleben, ihr Möglichstes zu Wiederherstellung ihrer Mutterkirche beizutragen, die noch am Pfingstfeste 1802, als man die erste öffentliche Messe dort wieder feiern

wollte, in einem solchem Zustande sich befand, daß der Altar aus Fässern und Brettern hatte zusammengefügt werden müssen. Bereits am 3. Januar 1803 war sie jedoch insoweit wieder hergestellt, daß die feierliche Installation des neuen Oberhirten hatte stattfinden können. Aber Faesch ließ es dabei nicht bewenden, sondern er zeigte den gleichen Eifer für Wiederinstandsetzung aller übrigen Kirchen seines weiten Sprengels und schon von Paris aus und während seiner ersten kurzen Anwesenheit und später bei allen Gelegenheiten, gab er sich alle Mühe vermittelst seines Ansehens, das er beim ersten Konsul genoß und dem die Behörden auf jede Weise sich gefällig erzeigen wollten, um in allen Pfarrgemeinden seines Bisthums einen regen Eifer zu erwecken, dem äußern Kultus wieder eine würdige Haltung zu geben und Behörden und begüterte Privaten zu Beiträgen anzuregen, die er immer mit Zuschüssen aus seinen eigenen Einkünften ergänzte, so daß durch seine Thätigkeit erstaunlich Vieles zu Stande gekommen ist und er mit Recht als der Wiederhersteller der Mutterkirche von Gallien betrachtet werden darf. Wir können jedoch in einer Lebensbeschreibung, die sich hauptsächlich auf seine Persönlichkeit beziehen soll, nicht alles dasjenige in seinen vielen Einzelnheiten mit aufnehmen, was er sowohl hier, als in Frankreich überhaupt, in kirchlicher Hinsicht gethan und angeregt habe, indem solches mehr in einer Geschichte des Erzbisthums Lyon oder höchstens in der neuern Kirchengeschichte von Frankreich seine Stelle zu erhalten bestimmt ist und beschränken uns daher im Allgemeinen dasnige anzudeuten, was zur Vervollständigung der Charakteristik dieses Mannes nothwendig erscheint.

Faesch zeigte gleich in seinem ersten Mandate und übrigem Auftreten, wie wenig er geneigt sei, seine geistliche Oberhirten-Gewalt blos zum Werkzeuge weltlicher Macht gebrauchen zu lassen. Während andere der neuernannten Bischöfe sich gegen den ersten Konsul, dem sie ihre Pfründen verdankten, in

Schmeicheleien erschöpften,[1]) bewahrte er gegen die weltliche Macht eine seltene Unabhängigkeit und verblieb in beständiger Unterwürfigkeit gegen den römischen Stuhl. Er ging auch so weit, um gegen Jedermann, der ihn zu seiner bald darauf erfolgten Ernennung zum Cardinal beglückwünschte, ganz freimüthig zu äußern, daß er nur allzuwohl wisse, wie wenig er seine Erhebung verdient habe, und daß er diese hohe Auszeichnung einzig nur seiner Verwandtschaft mit dem ersten Konsul verdanke, er werde dieselbe auch nicht als Belohnung, sondern als Aufmunterung ansehen, seine ganze Gesundheit, Kraft und Einfluß von nun an allein der Kirche widmen zu sollen. Dieses Versprechen hat er auch, so weit es von ihm selbst abhing, in der spätern Zeit getreulich zu halten gesucht. Vor der Hand aber war es ihm nicht möglich, anders als blos im Allgemeinen sich seiner Diöcese annehmen zu können, indem Napoleon ihm bereits einen weitern Wirkungskreis, in welchem er seinen Plänen dienen mußte, bestimmt hatte.

Denn nach kaum 10wöchentlichem ersten Aufenthalte in Lyon, wurde ihm bereits eröffnet, daß er sich eiligst wieder nach Paris zu begeben habe, um dort seine Instruktionen in Empfang zu nehmen, mit denen er zu Rom als Napoleons Gesandter bei dem päpstlichen Stuhle auftreten solle. Faesch sträubte sich heftig gegen einen solchen Auftrag; er stellte dem Kaiser vor, das Wohl seiner Heerde erfordere seine Anwesenheit, er habe Vieles erst begonnen und angeregt, welches er fortführen und zu Stande bringen müsse. Zudem war diese Gesandschaft ganz nicht nach seinem Geschmacke, weil er bereits bei den Unterhandlungen über das Konkordat bemerkt hatte, mit welchen Schwierigkeiten ein jeder Gesandte bei der Curie zu kämpfen habe, weßhalb er dringend bat bei seiner Diöcese,

---

1) Die meisten setzten ihren Mandaten vor: Au nom du premier Consul! Faesch aber: Joseph Fesch, par la Miséricorde divine et la grâce du St. Siège apostolique, archevêque de Lyon, de Vienne et d'Embrun.

die er kaum kennen gelernt, belassen zu werden und daß die Ehre einem Andern zugewendet werden möge. Allein Napoleon kannte keinen Widerspruch, er wollte als seinen Vertreter bei dem h. Stuhle einen ihm ganz ergebenen Mann haben, der seine geheimen Pläne dort durchsetzen helfe und glaubte zugleich, daß der Papst durch die Wahl eines so nahen Verwandten sich ihm hoch verbunden erachten werde, um auch in andern Punkten ihm wieder gefällig zu sein. Faesch mußte daher, wiewohl mit größtem Widerwillen, die Reise antreten [1]) und es waren ihm nur 14 Tage vergönnt, um während seiner Durchreise durch Lyon die einstweilige Verwaltung seiner Diöcese auf längere Zeit anordnen zu können. Nachdem dieses geschehen, befahl er seinen Generalvikarien ihm über alles, was dort vorging, zweimal wöchentlich Bericht zu erstatten, und behielt sich die Entscheidung der schwierigen Fälle selbst vor, die er sodann auch rasch zu erledigen pflegte. Er feierte bei seiner Anwesenheit in Lyon wieder die erste Frohnleichnamsprozession, die nach der Revolution in Frankreich gehalten wurde, die er auch selbst eröffnete und hiebei das Kreuz trug und 4—5 Stunden lang in einemfort Psalmen und Hymnen singend durch sämmtliche Straßen zog. Und so groß war der Einfluß, den dieser Prälat schon zu der Zeit, als man noch nach dem republikanischen Kalender rechnete, auf die Behörden von Lyon sich auszuüben erlaubte, daß kein einziger Protestant, der nicht niedergekniet wäre, sich der Prozession auch nur von ferne hätte nähern dürfen.

---

1) Lyonnet erzählt, Faesch habe hierauf noch einige Frist begehrt, um in dem Archive der ausw. Angelegenheiten die vielen Bände durchzulesen, die ihm die nöthige Kenntniß der Verhandlungen mit dem römischen Hofe hätten verschaffen sollen. Allein der ungeduldige Neffe soll ihn mit den Worten abgefertigt haben: Soyez tranquille, mon oncle, vous auriez bien à faire, s'il vous fallait débrouiller toutes ces paperâsses; il y a tant de fatras là dedans; ayez du tact; cela suffit. Pour vos instructions, adressez-vous à Talleyrand; il vous dira tout ce qu'il vous faut.

Faesch nahm den Weg nach Rom über Loreto, um dort seine Andacht zu verrichten, welchen Wallfahrtsort er reichlich beschenkte und wich dadurch auch dem Cardinal Maury aus, der ebenfalls nach Rom reiste, und gegen den er zeitlebens einen besondern Widerwillen gehabt hatte. In Rom angekommen, wollte sich ihm sein Vorgänger aufdringen, um ihm über den Stand der Dinge und was zu thun sei, Unterricht zu ertheilen. Allein Faesch war so wenig als sein Neffe gewohnt, unberufenen Rath anzunehmen, als beide es jemals verschmähten von sich aus solchen einzuziehen und er soll daher mit vieler Gereiztheit das Anerbieten des vorigen Gesandten abgewiesen haben. Im übrigen rühmte man an Faesch sein erstes Auftreten an dem päpstlichen Hofe und das Benehmen, das er gegen seine Kollegen und sein Gefolge beobachtet habe. Seine persönliche Würde, sein gutes Italienisch, sein sanftes Betragen, seine Geschmeidigkeit und endlich auch seine glänzenden Feste und Mahlzeiten, zu welchem Zwecke ihm 200,000 Fr. Gehalt angewiesen waren, wußten in Rom überall für ihn einzunehmen. Der Papst war auch nicht minder aufmerksam, in ihm zugleich seinen Gewaltgeber zu ehren und suchte unter den Kirchen zu Rom, (von denen einem jeden Cardinal-Priester eine angewiesen wird, von der er den Titel führt) diejenige aus, deren Name Napoleon am schmeichelhaftesten sein würde — und übergab also Faesch die Kirche U. L. Frauen zum Siege (von der Schlacht bei Prag 1622 also genannt), über welchen Titel Napoleon sehr erfreut war und auf des Papstes und Faeschs Fürbitte hinwieder dem Papste den Gefallen erwies, die der römischen Curie so verhaßten Freiheiten der gallikanischen Kirche nicht auch bei den italienischen Bisthümern einführen zu wollen, wozu bereits alle Anstalten getroffen waren. Noch mehr aber zeigte er sich dem Papste gefällig, daß er auf Faeschs dringendes Verlangen die Einführung der Jesuiten in Frankreich zugab, wo sie Anfangs zwar nur in dem Bisthum Lyon und

unter dem verdeckten Namen der Glaubensväter (pères de la foi) und der christlichen Schulbrüder (frères des écoles chrétiennes, insgemein frères ignorantins) auftreten durften, aber von dort aus sich später über das ganze Land auszubreiten bemüht waren. Daß Faesch für diese großen Dienste um die Curie von derselben mit Aufmerksamkeiten überhäuft wurde, besonders da man noch immer mehreres von ihm hoffte, war wohl abzusehen. Die Gesandtschaft fing daher an für ihn ein sehr angenehmer Posten zu werden, besonders da es ihm gelang die Berufung seines Jugendfreundes und Wohlthäters Isoard (s. S. 216) als Uditore della Rota (oder Beisitzer an dem höchsten geistlichen Gerichte) nach Rom zu erlangen, wodurch er einen vortrefflichen Rathgeber erhielt, der ihm auch vieles Detail abnehmen konnte. Allein die erste trübe Wolke zeigte sich bereits in den Verlegenheiten, die ihm ein Mann aus seinem eigenen Gefolge bereiten mußte. Es war der berühmte Schriftsteller Chateaubriand, welcher damals durch die besondere Empfehlung von Faeschs Schwester ihm als der erste Gesandtschaftssekretär beigegeben worden war, der aber die Befugnisse dieser Stellung überschreitend und vorschnell sich überall vordrängend, nicht erwarten wollte, bis die Zeit eine bedeutendere politische Rolle zu spielen, auch an ihn kommen würde — überall schon den Gesandten selbst vorstellen wollte, und in allen Salons von Rom nur allein von sich reden machte und absichtlich es darauf anlegte seinen Obern neben sich in den Schatten zu stellen und endlich in eitler Vermessenheit so weit ging, ohne seinen Vorgesetzten auch nur darum zu begrüßen, mit der Curie selbst in Unterhandlung treten zu wollen. Daß Faesch und noch mehr Napoleon ein solches Betragen mit dem höchsten Unwillen aufnehmen würden, war vorher zu erwarten gewesen.[1]) Er ward augenblicklich abgerufen

1) Man muß es dem leidenschaftlichen Corsen auch nicht so sehr verdenken, wenn er im ersten Unwillen über seinen Sekretär, der seine Stellung überschritt, einst

und durfte sich glücklich schätzen, den Weg nicht als Gefangener zurücklegen zu müssen und statt der ihm Anfangs zugedachten Strafe gleichsam zum Spotte wirklich den ersten Posten einer Gesandtschaft zu erhalten und zwar den unbedeutendsten, der irgendwo zu vergeben war, nämlich denjenigen bei der damals von der Schweiz getrennten Republik — Wallis, in welcher Verbannung, wie er solches ansah, er es aber nicht lange aushielt und lieber seine Stellung im Staatsdienste wieder aufzugeben sich veranlaßt sah.

Zur Entschädigung für den gehabten Verdruß erhielt Faesch, Bedürfnisse immer größer wurden, eine ansehnliche und keine Beschäftigung gebende Vermehrung seiner Einkünfte, indem das von seinem Neffen Murat präsidirte Wahlkollegium des Dep. du Lot ihn zu der Stelle eines Reichsrathes oder Senators, womit 50000 Fr. Besoldung verbunden waren, vorschlug und Napoleon die Wahl zu bestätigen für gut fand. Dagegen belästigte ihn derselbe unter der Hand mit einem der schwierigsten und folgenreichsten Aufträge, wegen welchem er ihn eigentlich zur Gesandtschaft nach Rom auserkoren hatte. Es galt einen seiner Lieblingswünsche zu erfüllen, von dessen Erreichung er sich den größten Erfolg versprach, um seine so eben gegründete Monarchie für sich selbst und seine Familie sichern zu können. Er war unter Beistimmung von vier Millionen Unterschriften zum Erbkaiser der Franzosen erwählt worden oder wenn man lieber will, es hatte sein eigener Wille sich vom faktischen Alleinherrscher zu einem wirklichen zu erheben, durch so viele Unterschriften seine Bestätigung erhalten. Er glaubte aber erst alsdann seine Dynastie in den

---

einer römischen Prinzessin, die mit dem Lobe des romantischen Chateaubriands nicht fertig werden konnte, ganz unwillig zur Antwort gab: „Er versteht gerade so viel als nothwendig ist, um einen Paß zu unterschreiben," welches sich eben auf seine eigentliche Stellung, die er nie hätte verlassen sollen, bezog. Später haben sich beide Männer wieder aufrichtig ausgesöhnt.

Augen auch der übrigen Franzosen und des ganzen Europa's fest gegründet, wenn er von des Papstes eigener Hand die Salbung erhalte und zwar um aller Welt zu zeigen, wie weit sich sein Einfluß erstrecke — nicht etwa wie Karl der Große und die mächtigsten Kaiser nach ihm, auf einem Römerzuge — sondern was unerhört war, zu des Papstes Demüthigung — in seiner eigenen Hauptstadt — eine unnütze Aeußerung von Eitelkeit, die Allen, die daran Theil nahmen, theuer genug zu stehen gekommen ist. Um dieselbe jedoch befriedigen zu können, waren zum Schaden Frankreichs, um die römische Curie günstig für seine Zwecke zu stimmen, fast alle Forderungen derselben bewilligt worden und nun sollte es Faeschs Aufgabe werden, die für Napoleon erwachte glückliche Stimmung zu benützen, um auch seinerseits an den Papst die größte Zumuthung zu stellen, die je seit der Reformation an einen seiner Vorgänger gemacht worden war, und wodurch zugleich derselbe in eine äußerst schwierige Stellung zu dem übrigen Europa gerathen mußte, welches im Stillen immer noch die Bourbons als die eigentlichen Herrscher von Frankreich ansah. Die Aufgabe war also nicht leicht; Faesch aber hat sie als geschickter Unterhändler zu lösen gewußt; besonders dadurch, daß er sich keine Mühe verdrießen ließ die Mitglieder der Curie einzeln zu bearbeiten und daß er immer zu rechter Zeit die Verdienste Napoleons um Wiederherstellung der Kirche in das gehörige Licht zu setzen verstand, endlich auch, daß er seinen Verhaltungsbefehlen gemäß, unter der Hand Hoffnungen durchblicken ließ, man werde im Fall von Nachgiebigkeit vielleicht noch Mehreres thun, woran er selbst glaubte — oder wenn Alles nichts half, daß er mit Drohungen herausrückte, wenn man nicht entsprechen wolle. So geschickt und im Allgemeinen schonend jedoch Faesch die Sache auch angriff, so viele Mühe er sich auch gab die endlosen Bedenklichkeiten gegen sein Ansinnen fast sämmtlicher Cardinäle zu bekämpfen, so sehr ihn auch Gonsalvi, der bei dem Papst alles geltende erste Minister und

der Papst selbst unterstützten, so erforderte es doch bei dem ohnehin schleppenden und schwierigen Gange, den die Curie in allen Unterhandlungen zu befolgen gewohnt ist, viele Monate, ehe man mit Allem in's Reine kam und bis der Papst sich zur Reise nach Paris anzuschicken bereit hielt. Denkt man sich nun zu all diesen zahllosen Konferenzen, die oft nach 4 Stunden zu nichts und zuweilen eher rückwärts als vorwärts führten — noch das ungestüme Drängen und Treiben des keinen Widerstand vertragenden Kaisers, dem man durchaus nicht begreiflich machen konnte, welche Schwierigkeiten eine solche Angelegenheit haben könne und posttäglich nach deren Erledigung fragte — so kann man sich die peinliche Lage unseres Gesandten wohl vorstellen und muß sowohl die Ausbrüche des Unwillens, die ihm nach den Unterhandlungen zuweilen entfuhren, ihm etwas zu gut halten als nachher auch, als Alles nach Wunsch gelang, die wahrhaft kaiserlichen Belohnungen, die ihm dafür später zu Theil wurden, auch als wohlverdient ansehen.

Nachdem endlich alle Hindernisse beseitigt waren und der Papst sich wirklich auf der Reise befand, eilte Faesch, nachdem er Isoard zum Verweser seiner Gesandtschaftstelle verordnet, dem Oberhaupte seiner Kirche voraus, um ihm überall den glänzendsten Empfang vorzubereiten und wußte auch hierin in allen Dingen eine Thätigkeit zu entwickeln, die das Erbtheil seiner mütterlichen Familie von jeher gewesen war. Besonders feierlich wurde der Papst in Faeschs Diöcese empfangen, in welcher der gleiche wankelmüthige Pöbel, der 10 Jahre vorher Alles, was Religion hieß, frech mit Füßen getreten hatte, nunmehr dem Papste eine beispiellose, ja fast abgöttische Verehrung erwies. Auch in Paris trug Faesch zu Allem bei, um dem Pabste seinen Entschluß dahin zu kommen, nicht bereuen zu lassen, er war sein Begleiter und Erklärer beim Besuche aller Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt. Er redigirte mit an der Rede des Tribunats an den Pabst, so daß sie demselben genehm ausfiel; er redigirte mit Portalis die Formel

für die geschwornen Bischöfe und — wodurch er sich dem Papste am meisten verband — er betrieb auch auf dessen Wunsch eifrig die kirchliche Vermählung Napoleons mit Josephine seiner Gemahlin, die bisher nur bürgerlich mit ihm verbunden war. Aber damit legte er auch den ersten Grund zu den nachherigen Mißverständnissen des Kaisers mit dem Papste. Denn Napoleon, der gerade sehr viel auf der kirchlichen Vermählung hielt und ausdrücklich wollte, daß alle seine Geschwister sich kirchlich trauen ließen, hatte bisher immer die Seinige mit aller Absicht verschoben, um wegen dem Mangel dieses Erfordernisses einen Vorwand zu haben seine Ehe, die ihm keine Erben gewährte, bei erster Gelegenheit trennen zu können, zu welchem Ende er auch bei Abfassung seines bürgerlichen Gesetzbuches den Artikeln über die Ehescheidung eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet hat. Und nun sollten am Vorabende der feierlichen Salbung von Kaiser und Kaiserin (2. Dezember 1804) auf einmal alle diese Pläne dadurch zu nichte werden, daß der Papst als bestimmte Bedingung seines Mitwirkens den wichtigen Vorbehalt machte: ob denn auch Josephine wirklich seine rechtmäßige Gattin sei, widrigenfalls er sich zurückziehen wolle. Napoleon, obgleich ganz wüthend über dieses neue Hinderniß gegen sein Vorhaben, durfte nicht öffentlich, da aller Welt Augen auf das morgende Ereigniß gespannt waren, seinen Aerger laut werden lassen. Er ergab sich daher gezwungen in sein Schicksal und im tiefsten Geheimnisse, in der Stunde der Mitternacht, nur in Gegenwart von Duroc und Portalis, wurden in der Kapelle der Tuilerien Napoleon und Josephine von Faesch, der wegen der übrigen mangelnden Förmlichkeiten volle Dispens vom Papste erhalten hatte, die kirchliche Trauung vollzogen und dem Papste am andern Tage die beglaubigte Urkunde darüber zugestellt, der dann der Salbung keine weitern Einwendungen mehr entgegen setzte, aber schon während der Ceremonie es merken mußte, wie sehr Napoleon durch diese Zumuthung erbittert worden war. Allein

die dort erfahrene Zurücksetzung schien noch das Geringste von dem zu sein, was der Papst sonst erfahren mußte, der die Reise nach Paris in dem besten Glauben unternommen hatte, um durch dieses in seinen Augen ungeheure Opfer die völlige Wiederherstellung aller kirchlichen Verhältnisse, wie sie vor der Revolution bestanden waren, zu erlangen — und nun, da man nur in Nebensachen ihm willfahrte, in der Hauptsache ihm auswich, sich in Allem getäuscht fand und hauptsächlich darüber in Kummer gerieth, wie er es vor denjenigen verantworten solle, die ihn so lange von dieser Reise abgemahnt hatten und nun über ihre Gegner triumphiren würden. Allein er hätte auch nicht so viel erwarten und allgemein gehaltene Versprechungen nach ihrem wahren Sinne auslegen und besonders sich selbst in die Lage des neuen Kaisers hineinversetzen sollen, der noch nicht so fest stand und in den Augen aller Revolutionsmänner, die ihn erheben halfen, bereits für den Papst viel zu viel gethan hatte. Statt dieses zu erwägen, traten die Rathgeber von Pius gegen das Oberhaupt einer den Cultus so eben erst wieder anerkennenden Republik [1]) mit unklugen und unschicklichen [2]) Forderungen auf, die man kaum zu den bigottischsten Zeiten von Louis XIV. an diesen selbst würde gerichtet haben und in welche Napoleon natürlich weder eintreten wollte noch konnte, sondern im Glauben stand, mit einem Schwall von Dankbezeugungen und mit kostbaren Geschenken alles abthun zu können. [3]) Nun wendete sich Pius VII. wie natürlich an den Unterhändler selbst, der so viele Mühe und Ueberredung verwendet hatte ihn zu dieser Reise zu vermögen und appellirte an dessen kirchliche Eigenschaften, an seinen Einfluß, an dessen Versprechungen, gleich-

1) Bis 1808 wurde Frankreich noch immer als „Republik" bezeichnet und man nahm erst nachher den Titel „Empire" an.

2) So schildert sie selbst Cardinal Pacca, der nachherige Minister, in seinen Denkwürdigkeiten.

3) Dieselben wollten aber von den Beschenkten nur zum Vortheil der Kirche angenommen werden.

sam als vermöge er mehr als der Gewaltige selbst, wodurch er Faesch nicht wenige Verlegenheit bereitet hat. Indessen that derselbe, um zu beweisen, daß es ihm wenigstens für seine Person mit den Versprechungen Ernst gewesen, fast das Unmögliche, und benützte jede Gelegenheit um wo immer irgend neue Zugeständnisse für den Papst zu erhalten und überbot sich auch auf dessen Rückreise von Paris in Veranstaltungen, um ihn in seiner Diöcese auf's Würdigste zu empfangen, warf sich auch öffentlich bei dessen Abreise von Lyon mehrere Male zu seinen Füßen nieder, um den Pabst um dessen Segen für Hirt und Heerde anzusprechen, worauf ihn derselbe gerührt aufhob, umarmte und lange Zeit nachher nicht aufhören konnte gegen Jedermann, und öffentlich in einer zu Rom gehaltenen Allocution zu rühmen, wie viele Dienste und Aufmerksamkeiten ihm und der Kirche von Faesch zu Theil geworden seien. Der Papst nannte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal Lyon das zweite Rom, welcher Name seither mit Recht sprüchwörtlich geworden ist und sprach es laut aus, daß Faesch es sei, der ihm diese ultramontanische Rechnung gegeben habe. Zugleich erneuerte er demselben die frühern Privilegien dieses Metropolitansitzes, daß er im zweiten und dritten Grade in den Ehehindernissen und bei gemischten Ehen dispensiren dürfe, welche Rechte zu vertheidigen Faesch immerfort bemüht gewesen ist.

Auch Napoleon überhäufte seinen Oheim zu Paris und bei der Krönung von Mailand mit allen erdenklichen Belohnungen und Ehrenbezeugungen. Er erhielt außer dem Titel eines kaiserlichen Prinzen die Stelle als Großoffizier der Ehrenlegion mit einem Einkommen von 30,000 Franken, ein Brustkreuz mit Brillanten, eine kostbare Dose, eines der vollständigsten Silberservices; der König von Spanien ernannte ihn zu einem der 72 Ritter des goldenen Vlisses, des ersten Ordens von Europa und endlich, was das wichtigste war, die zu den Zeiten der Bourbons bestandene Stelle eines Großalmoseniers von Frankreich wurde neu geschaffen und mit 100,000 Franken

ausgestattet, und er selbst dazu ernannt. Sie gab ihm jedoch nicht wenige Beschäftigung, zugleich aber auch einen ungemeinen Einfluß in allen geistlichen Angelegenheiten, so daß er mehr noch als der Minister des Kultus und des Unterrichtes, als das eigentliche Oberhaupt der Geistlichkeit in Frankreich anzusehen war. Diese Stellung benützte er auf alle Weise nicht nur, wo er nur konnte, um zu Gunsten seiner Diöcese und seiner Vaterstadt Ajaccio einzuwirken, wobei er jedoch das Meiste für dieselben aus eigenen Mitteln bestritt, sondern hauptsächlich zur Verfolgung eines seiner Lieblingszwecke, nämlich der Wiederbelebung der Missionen, welche Frankreich in entlegenen Ländern unterhielt und dazu, daß er alles Mögliche that, um in Frankreich selbst den äußerlichen Kultus zu heben und dem Klerus eine mehrere Achtung zu verschaffen, weßhalb er auch immer mehr dessen Zuneigung erhielt.

Allein so schmeichelhaft alle diese Ehren und Beförderungen für Faesch immer sein mochten, so wenig wollte es ihm gefallen, als er statt in seine ihm werth gewordene Diöcese zurück kehren zu dürfen, den Befehl erhielt, seinen Gesandtschaftsposten in Rom, wo er von den Gegnern der Reise des Papstes nur unangenehme Aufnahme erwarten konnte, wieder beziehen zu müssen. Er bat wiederholt um seine Entlassung, voller bangen Ahndungen, die nur allzusehr in Erfüllung gehen sollten, aber umsonst. Denn Napoleon hatte schon noch ungleich schwierigere Zumuthungen an den Papst als früher in Bereitschaft, welche durchzusetzen er eben seinen Oheim, der ihm jetzt so Vieles zu verdanken hatte, unbedenklich für verpflichtet hielt. Allein diesem schien es mehr darum zu thun, das gute Einverständniß mit dem Papste beständig erhalten zu sehen, welches er am ehesten dadurch zu erreichen hoffte, wenn er von Rom ferne geblieben wäre.

Das erste was er von Pius VII. fordern sollte, war nichts weniger als die alsbaldige Auflösung der Ehe seines Neffen Jerome Bonaparte mit einer bürgerlichen Miss Pater-

son, der Tochter eines protestantischen angesehenen Kaufmannes in Amerika, mit der er sich in aller Form durch einen römisch-katholischen Priester kirchlich hatte einsegnen lassen — welche Ehe aber eben Napoleon durchaus zuwider war, aus durchaus keinem andern Grunde, als weil er diesen Prinzen lieber mit einer Fürstentochter vermählt gesehen hätte. Dieses Ansuchen stellte Napoleon unter dem heuchlerischen Vorwande, daß eine solche Ehe den Interessen der katholischen Kirche zuwider und sein Bruder bei Eingehung derselben noch minderjährig gewesen sei.[1]) Allein der gewissenhafte Pius VII. ließ sich durch alle diese Gründe nicht irre machen, um von seiner Pflicht abzuweichen und wies ein solches Ansuchen, welches den Grundsätzen der römischen Kirche geradezu widerstreitet, mit aller Höflichkeit, aber dennoch mit großer Bestimmtheit ab, worauf Napoleon seinem Unmuth in derben Schreiben Luft machte und nunmehr den italienischen Bisthümern die gallicanischen Freiheiten gewähren ließ und seinen ganzen Zorn auf Faesch ablud und ihm Vorwürfe machte, daß er zu wenig einflußreich sei, um irgend etwas bei der Curie durchsetzen zu können. Faesch hätte es als gerechte Warnung ansehen sollen, daß er als einer der Kirchenfürsten die Hand dazu bieten mochte, ein solches Ansinnen jemals unterstützen zu dürfen.[2]) Statt dessen verfiel er, um sich den beständigen Vorwürfen des Kaisers nicht aufs neue auszusetzen, in den übereilten Fehler, bei dem nächsten Anlasse, der sich darbot, um die vermeintlichen

---

1) Während er sich nicht entblödete, ein Jahr darauf denselben Bruder aufs neue mit einer Protestantin zu vermählen, die aber dießmal wirklich die Tochter eines uralten souverainen Hauses war.

2) Er behielt wegen dieser unangenehmen Begebenheit immer einen Widerwillen gegen Jérôme und seine neue Gemahlin zurück und weigerte sich nicht nur in der Folge, da es als Großalmosenier seines Amtes gewesen wäre, die neue Ehe Jérômes mit der Königstochter von Würtemberg einzusegnen, woran er sehr recht that und wozu sich endlich der Fürst Primas verstand, sondern er ließ es ihnen, (wiewohl beide Ehegatten ihm doch auch schon Gefälligkeiten erwiesen hatten), sein ganzes Leben und noch in seinem Testamente immer fühlen wie sehr er gemischten Ehen zuwider war.

Interessen Frankreichs zu wahren, gerade am unrechten Orte eine angebliche Energie an den Tag zu legen, die unter den vorliegenden Umständen aber nur eine maß- und tactlose Anmaßung war, und die ihm bis an das Ende seines Lebens viele bittere Stunden von Seiten der rachsüchtigen Römer bereitet hat. Es betraf einen sonst unbedeutenden, dort oft vorkommenden Raufhandel und Gassenscandal, der durch das übermüthige Betragen etlicher Franzosen, noch dazu dem Auswurfe ihrer Nation, entstanden war, und wobei jene Franzosen zwei arme Leute des Volkes getödtet hatten, worauf der Unwillen des römischen Pöbels gegen alles, was fremd ist, wieder zum Ausbruch kam. Faesch ließ sich vielleicht hiebei von seinem Gefolge und andern Franzosen aufhetzen und irre leiten, — genug ohne die Sache vorher gehörig erforscht zu haben, vergaß er sich so weit, auf der Stelle eine grenzenlos grobe herausfordernde, man darf wohl sagen unverschämte Note mit unsinnigen Forderungen von Genugthuung für die große Nation an den würdigen Minister des Auswärtigen, Card. Gonsalvi, sonst einem Beförderer seiner Ansuchen, zu richten und denselben geradezu des Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs zu beschuldigen, — eine Handlungsweise, wie sie zu jenen Zeiten des Uebermuthes zwar öfters vorkam, und die sich selbst auch Napoleon öfters schuldig gemacht hat,[1]) die aber demungeachtet auf keine Weise jemals entschuldigt werden darf.

Gonsalvi und die römische Curie legten bei dieser Gelegenheit eben so viele Klugheit an den Tag, als ihr Gegner ihnen Blöße gegeben hatte. Sie antworteten dem Gesandten des Mächtigen durch eine ruhige und würdig gehaltene Darlegung des wirklichen Sachverhaltes, wodurch derselbe sein

1) Man denke nur an die berühmte Unterredung Napoleons mit Fürst Metternich vor der Schlacht von Dresden (1813), worin der Kaiser in einer Art von Wahnsinn sein eigenes trauriges Schicksal gewaltsam hervorgerufen hat.

Unrecht einsehen mußte und beschwerten sich zugleich bei Talleyrand, dem franz. Minister des Auswärtigen, über den Gesandten in Rom und ersuchten ihn, demselben mehrere Mäßigung empfehlen zu lassen. Sie versparten das weitere für gelegenere Zeiten und haben es ihm auch später in vollem Maaße empfinden lassen. Allein wenn derselbe sich damals wirklich nur allzusehr von seiner Heftigkeit hinreißen ließ, so ist nicht zu übersehen, daß er im Grunde nur seine Pflicht zu thun glaubte. [1]) Er war keinesweges als Feind des römischen Stuhles zu betrachten und wollte auch durchaus nicht dessen Verderben, sondern eiferte im Gegentheil für dessen Untastbarkeit. Die eigentliche Ursache zum Unglücke kam von einer ganz andern Seite her als von ihm. Seine unglückliche Note erschien aber in den Augen der meisten gleichsam als Einleitung und Vorspiel zu den noch viel größern Ungerechtigkeiten, die hernach der Kirchenstaat zu erleiden hatte und welche die Unbilligdenkenden auch ihm schuld gaben (als hätte er sie wenigstens abwenden können), woran aber Faesch erweislich keinen Antheil haben konnte, indem sie sämmt-

1) Der Unpartheilichkeit und Vollständigkeit wegen müssen wir uns genöthigt sehen, noch eine andere um diese Zeit begangene und in mehrern Berichten erzählte Unschicklichkeit, welcher Faesch etliche Monate später, aber dießmal ohne Absicht zu beleidigen und in guter Meinung sich schuldig gemacht, ebenfalls nicht unerwähnt zu lassen. Er hatte den Auftrag erhalten, den Sieg von Austerliz recht glänzend zu begehen, welches denn auch am 6. Jänner 1806 mit einem wahrhaft kaiserlichen Aufwande geschehen und wozu das Cardinals-Collegium, das diplomatische Corps und die ganze vornehme Welt von Rom von ihm eingeladen worden ist. War nun die Veranlassung zu diesem Feste schon höchst unangenehm für viele seiner Collegen, welche im Herzen den Sieg anders entschieden gesehen hätten, so war die Art und Weise der Ausführung es für sie noch mehr, weil Faesch die römische Etikette außer Acht lassend, alles nach französischem Fuße eingerichtet und unter anderm zu der bei einem solchen Feste unentbehrlichen „accadémia" (musikalischen Unterhaltung) nicht nur alle berühmten Musiker und Sänger, sondern auch alle berühmten Sängerinnen jener Weltstadt zur Mitwirkung eingeladen hatte, welches in Rom in Gegenwart von Kirchenfürsten nicht üblich ist und von dem heiligen Collegium so übel aufgenommen wurde, daß der Cardinal-Vicar Somaglia den Cardinälen den Besuch jenes Festes geradezu verbot und sämmtliche von demselben weggeblieben sind.

lich ohne sein Mitwissen von Napoleon selbst ausgegangen sind. Der König von Neapel hatte sich unkluger Weise verleiten lassen, an dem Bündnisse Rußlands, Oesterreichs, Englands u. s. w. gegen Frankreich Theil zu nehmen, weshalb Napoleon um einer Vereinigung zuvorzukommen, Besetzung des nördlichen Theiles des Kirchenstaates und den Durchmarsch durch den südlichen, für nothwendig hielt. War aber dieses schon eine Verletzung des Rechtes eines souverainen Landes, so wurde dieselbe noch für den Papst viel empfindlicher dadurch, daß derselbe gar nicht einmal vorher darum angefragt wurde und weil Napoleon die französische Besatzung auf des erschöpften Landes Unkosten leben ließ. Dazu kam noch das Ansinnen um Wegweisung sämmtlicher Engländer, Russen, Schweden und anderer Unterthanen der Allirten aus dem Kirchenstaate, wodurch die Stadt Rom ihre vornehmste Erwerbsquelle verlor. Es waren dieses alles Handlungen, welche Faesch, der sich wieder mit den Römern auszusöhnen trachtete,[1]) selbst nicht billigen konnte und wobei es ihn am meisten schmerzte, daß man ihn als Gesandten Napoleons unaufhörlich um Erklärungen anging, die er wirklich nicht zu geben vermochte, und Ansuchen an ihn stellte, um dem Unwesen Einhalt zu thun, die er nicht befriedigen konnte. Dennoch ließ er es an dringenden Vorstellungen aller Art nicht ermangeln, um diese harten Maßregeln zu ermäßigen und rieth auch überhaupt immerfort seinem Neffen an, wenn er ferneres Glück haben wolle, so müsse er vor allem des Kirchenstaates und der Kirche schonend eingedenk seyn. Allein diese Warnungen und Vorstellungen wurden von demjenigen, in welchem das Kriegsglück selbst sich zu verwirklichen schien, gänzlich unbeachtet ge-

1) Deswegen machte er nicht nur einen bedeutenden Aufwand, sondern that auch damals vieles für die Kunst und bestellte auch bei dortigen Künstlern. Auch in Hinsicht auf gottesdienstliche Uebungen konnte man ihm nicht nur nichts vorwerfen, sondern er ist im Gegentheil seinen Collegen hierin in nichts nachgestanden.

lassen [1]) und als gar noch die Schlacht von Austerliz Napoleons Herrschaft über Süd-Deutschland und Italien gänzlich außer Zweifel gesetzt hatte, so dachte er vollends an keine Schonung mehr und statt Abhülfe von Beschwerden zu gewähren, wurden im Gegentheile dem Papste eine Menge Vorwürfe von angeblicher Begünstigung der Feinde Frankreichs gemacht und Faesch, der die päpstlichen Beschwerden unterstützt hatte — unfähig erklärt, dieser Gesandtschaft länger vorzustehen und nach Paris abberufen, um sich, wie der Befehl lautete, von nun an sich blos seiner geistlichen Wirksamkeit zu widmen und einmal seine Stelle als Großalmosenier des Kaiserreiches wirklich anzutreten. Denn Napoleon hatte ihn dazu ausersehen gehabt, den Forderungen Frankreichs, und mochten sie auch noch so unbillig erscheinen, den gehörigen Impuls zu verschaffen, nicht aber um denselben auf irgend eine Weise entgegen zu treten. In ihm verlor Pius VII., wenn er schon alle Ursache hatte, mit seinem Betragen öfters unzufrieden zu seyn, der aber dennoch in dem Cardinal einen Mann der Kirche ehrte und erkannte, — eine eigentliche Stütze bei dem Mächtigsten seiner Zeit, weil er allein im Stande schien, demselben die Wahrheit zu sagen und auch zuweilen dem Mißbrauch der Gewalt furchtlos entgegentrat. Denn schon die Auswahl des Nachfolgers mußte bereits darauf hinweisen, was Rom nunmehr zu gewärtigen habe und daß keine Rücksicht mehr zu erwarten sey. Es war dieses Baron Alquier, einer der unbarmherzigsten Verfolger der Kirche zur Schreckenszeit, der auch (jedoch nur bedingungsweise) als Convents-Deputirter für den Tod des Königs gestimmt hatte, später Gesandter an mehrern Höfen, einer der willfährigsten Diener einer jeglichen Gewalt, — in jedem Falle zu den Zwecken,

1) Blos um die Zeit des Lagers von Boulogne (Herbst 1805) als er sich von allen Seiten bekriegt und in Verlegenheit sah, hatte er augenblicklich einen mildern Ton gegen den Pabst angenommen und ihm sogar wegen seinem Ansinnen wegen Jérômes Scheidung Entschuldigungen und neue Versprechungen gemacht, die aber, sobald die Gefahr beseitigt schien, neuen Ungerechtigkeiten und Drohungen gewichen sind.

die man mit dem Kirchenstaate vorhatte, weit geeigneter, als es ein Geistlicher irgend eines Namens hätte seyn können, der zu der Kirche in besonderer Verpflichtung stand. Düstere Gerüchte aller Art, die man aus Furcht noch vergrößerte, durchflogen daher aller Mund und erhielten mehr Wichtigkeit, je näher der Tag heranrückte, an welchem der Cardinal Rom zu verlassen hatte. Neapels Schicksal, wo das alte Königshaus entthront und ein Neffe Faeschs auf den Thron erhoben ward, die förmliche Lostrennung von Benevent und Pontecorvo von Rom, schreckten den einzigen Staat, der in Italien noch unabhängig da stand. Man lauschte ängstlich auf jedes Wort, das aus dem Munde des französischen Gesandten kam, der aber, je mehr man in ihn zu dringen suchte, eine größere Zurückhaltung annahm. Es war daher dem Papste nicht zu verdenken, wenn er, von den Besorgnissen die alle Welt mit ihm theilte, ganz übernommen, gegen Faesch in Alquiers Gegenwart, als er ihm solchen in der Abschieds-Audienz (17. Mai 1806) als seinen Nachfolger vorzustellen hatte, über sein Verhältniß zu Frankreichs Kaiser einmal unumwunden sich aussprach. Nur ging er darin zu weit und kannte seinen Gegner zu wenig, wenn er sich jetzt schon nicht enthalten konnte, nach Aufzählung der erlittenen Gewaltthätigkeiten und Darlegung seines eigenen friedliebenden Betragens in die dermalen ganz wirkungslose Drohung zu verfallen, daß er im Fall von wirklichen Angriffen auf seine Unabhängigkeit seine Zuflucht zu allen weltlichen und geistlichen Waffen nehmen werde, welche Gott in seine Hand gelegt habe. Diese Drohung konnte höchstens von Faesch verstanden werden, der aber in der Umgebung in welcher er sich befand, aufs förmlichste dagegen sich zu verwahren genöthigt war und zugleich den Papst aufmerksam zu machen suchte, daß wie die Sachen dermalen stünden, von keinem Streite in kirchlichen Angelegenheiten die Rede seyn könne und daß er ihm daher kein Recht anerkenne, in dergleichen von geistlichen Waffen Gebrauch machen zu dürfen.

Der Papst wurde nicht wenig aufgeregt durch diese Sprache, die er nicht erwartet hatte, und fragte Faesch, ob dieses seine eigene Meinung sei oder ob er Auftrag habe sich so auszusprechen. Allein Faesch wiederholte blos seine Ansicht, daß geistliche Waffen ihm unangemessen erschienen in einer rein weltlichen Angelegenheit.

Mit dieser Audienz endigte die dreijährige dornenvolle Laufbahn unseres Cardinals am päpstlichen Hofe, ein Auftrag, den er weder gesucht noch gewünscht, sondern im Gegentheil auf alle Weise auszuweichen und zu beendigen getrachtet hatte. Er stand offenbar in einer falschen Stellung und wer dieses, die schwierige neue Lage und den Sturm der Zeiten erwägt, in denen er sie ausfüllen mußte, wird auch gewiß die von ihm begangenen Fehler in ihrem wahren Lichte zu würdigen verstehen. Er hat sie nachher genugsam wieder büßen müssen, indem die Römer ihm sein damaliges übermüthiges Auftreten nie ganz verziehen haben, obgleich er, wie es uns scheint, sein Unrecht gegen sie längst wieder gut gemacht hatte, durch beständige Fürsprache sowohl vor als nach seiner Abberufung, um ihrem Lande, ihren Finanzen Erleichterung zu gewähren und ihre Unabhängigkeit nicht noch mehr anzutasten, — durch welche Schritte vieles, wenn nicht gänzlich verhindert, doch wenigstens aufgeschoben oder gemildert worden ist. Er ging hierin auch so weit, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris weder die Spöttereien noch die Ungnade seines Gebieters scheute, noch die Vorwürfe seines ganzen Hofes: „er vernachläßige gänzlich seine Eigenschaft als Franzose und habe immer nur diejenige eines Geistlichen im Auge" — um ungescheut zu erklären, man sei zu weit gegangen, man würde besser thun einen andern Weg mit Rom einzuschlagen, — der bisherige könne und müsse nur zum Verderben führen, welch alles aber ohne Aufmerksamkeit angehört und aufgenommen wurde. [1]) Sein

1) Von Lyonnet wird diese Unterredung also erzählt: Faesch habe Napoleon vorgestellt: Si l'on ne change pas de politique, je désespère. Pensez-y-bien!

Schicksal war beständig, weil er sich nie einer Parthei unterordnete, zuweilen von allen Partheien gänzlich verkannt, zuweilen aber auch wieder von beiden entgegengesetzten Partheien, eben weil er seine Unabhängigkeit glänzend bewahrte, besonders geehrt zu werden.

Zur Tröstung für den unfreundlichen Empfang, der ihm zu Paris zu Theil ward, und um ihm zugleich zu verstehen zu geben, daß man in Zukunft von seinen Diensten nur in geistlichen Angelegenheiten Gebrauch machen wolle, ernannte ihn Napoleon zum Vorsteher des uralten, berühmten und von ihm wiederhergestellten Capitels von St. Denis, das einst im ganzen westlichen Europa bis zum Veltlin Güter besessen hatte und auch jetzt noch in der katholischen Kirche in dem größten Ansehen steht. Es beförderte und vermehrte diese Ernennung sein Ansehen ungemein, da die vornehmsten und ältesten Geschlechter von Frankreich sich drängten, ihm ihre Söhne zur Aufnahme dahin zu empfehlen und der Vorschlag dazu von ihm allein ausging.

Aber auf eine viel angenehmere und ehrenvollere Weise wurde Faesch längere Zeit für alle ergangenen Unbilden entschädigt, — wodurch er auch zugleich einen vollständigen Ersatz für die Einkünfte, die er als Gesandter bezogen hatte, erhielt, — indem man an ihn völlig unerwartet auf einmal den Antrag stellte, die Anwartschaft auf die höchste geistliche Stelle in Deutschland annehmen zu wollen, die noch dazu mit derjenigen auf ein Fürstenthum verbunden war. Die Sache verhielt sich also: Das h. römische Reich näherte sich mit starken Schritten seiner Auflösung und ein neuer Bund, genannt der rheinische, zwischen den größern Fürsten des westlichen Deutschlands und Napoleon war auf dem Wege des Abschlusses. Den Beitretenden versprach man Einverleibung der Lande fast

---

ils se sont tous brisés ceux qui ont osé toucher à l'arche sainte. Napoléon de reprendre : ils sont tous incorrigibles, ces prêtres, mon oncle comme les autres. . .

sämmtlicher kleinerer bisher unabhängiger Fürsten und der noch übrigen Reichsstädte, wie bereits vor 3 Jahren mit sämmtlichen geistlichen Fürsten und kleinern Reichsstädten mit einziger Ausnahme der Lande des Kur-Erzkanzlers geschehen war. Um diesem Schicksale zu entgehen, wußte der letztere, Karl Freiherr von Dalberg, keinen bessern Ausweg, als seinem Domkapitel vorzuschlagen (28. Mai 1806) von Napoleon als Gnade zu erbitten, daß er seinem einzigen geistlichen Verwandten erlauben möchte, als Coadjutor cum futura successione sein Nachfolger zu werden. Dieser Vorschlag wurde sogleich einstimmig gebilligt [1]) und von sämmtlichen Fürsten des sich bildenden Rheinbundes bei Napoleon dringend unterstützt. Napoleon hatte nicht nur dagegen nichts einzuwenden, sondern fand sich dadurch außerordentlich geschmeichelt, indem er es als ein Mittel mehr ansah die Macht seines Hauses zu vergrößern und in Deutschland festen Fuß zu fassen. Er bewilligte daher nicht nur mit Freuden die Bitte, bestätigte dem Kurerzkanzler den Besitz seiner Lande, fügte noch Mehreres hinzu, nahm ihn unter dem Titel eines Fürst Primas (und später eines Großherzogs von

---

1) Um jedoch dem Capitel, den Reichsfürsten und der öffentlichen Meinung nicht zu nahe zu treten, ermangelte Dalberg nicht in einem besondern Schreiben die Verdienste der Vorfahren des Kardinals um Kaiser und Reich ausführlich auseinanderzusetzen und durch irgend einen willfährigen Literaten in Regensburg in aller Eile einen Faeschischen Stammbaum anfertigen zu lassen, welcher durch den Druck verbreitet wurde, in welchem mit großer Gewissenhaftigkeit ein jeder angesehene Mann dieses Geschlechts seine Stelle findet und sorgfältig bemerkt wird, welche Aemter er in- und außerhalb Basel bekleidet habe, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß der Stammbaum jedesmal bei einer Linie abbricht, wenn sie allzu bürgerlich zu werden anfing, weßhalb auch schon der Großvater des Cardinals nicht darauf gefunden werden kann. Um aber zugleich den Vorurtheilen des deutschen Adels, der bisher nur Männer von 100 und mehr Ahnen als geistliche Fürsten gekannt hatte, billigerweise Rechnung zu tragen, wurde auch auf den im J. 1564 dem Ahnherrn des Cardinals ertheilten Adelstitel nicht wenig Gewicht gelegt. Endlich findet sich auch am Schlusse noch die Nähe der Verwandtschaft Faeschs mit der Familie Napoleons auseinander gesetzt, welch letzteres allein zur Wahl zum Coadjutor hingereicht hat und den Rest der Schrift überflüssig macht.

Frankfurt) in seinen Rheinbund auf, sondern beeilte sich auch sogleich diese Ernennung als ein glückliches Ereigniß seinem Senate mitzutheilen und befahl von nun an in allen betreffenden Dokumenten seinem Oheime den Titel: **Son Altesse impériale et éminentissime** beizulegen. Auch der Papst durfte nicht zurückbleiben, um seinen einzigen Freund am französischen Hofe nicht zu verlieren und erließ eine eigene Bulle, um Faesch zu erlauben sich von nun an gleichzeitig als Primas von Gallien und zukünftigen Primas von Germanien anerkennen zu lassen. Allein so groß als die Freude in Napoleons Familie darüber sein mochte und wie viel auch etlichen katholischen deutschen Fürsten daran gelegen war, ein geistliches Fürstenthum erhalten zu sehen, so wenig wollte doch diese Wahl den Deutschen überhaupt zusagen, wenn schon die kurerzkanzlerischen Städte Regensburg, Aschaffenburg und Wezlar sich beeilten ihrem künftigen Beherrscher Adressen ihrer Ergebenheit zuzusenden. Jene Erhaltung schien durch Uebergabe eines deutschen Landes an einen französischen Prinzen allzu theuer erkauft zu sein. Man ließ es daher Dalberg 7 Jahre später hinreichend fühlen, wie sehr ein solches Entgegenkommen übel aufgenommen worden war, indem er seiner Staaten dennoch beraubt worden ist. Faesch hingegen konnte um so weniger Anstand nehmen, die ihm angetragene Stelle mit der seinigen zu vereinigen, als sie vor der Hand eine bloße Anwartschaft, aber mit 150,000 Gulden Gehalt auf die Rheinzölle angewiesen, ausgestattet war und ihn an keiner seiner bisherigen Pflichten hindern konnte, sondern ihm nichts zu thun gab und nicht einmal eine Reise nach Deutschland erforderte, wie er denn auch den deutschen Boden niemals betreten hat. Aber er war gewissenhaft genug, um zwei Jahre darauf eine andere Häufung von Stellen auszuschlagen, die ihn über Gebühr würde beschäftigt haben, indem er das erledigte Erzbisthum Paris, das ihm Napoleon wider Willen des Papstes und seines eigenen, mit oder statt desjenigen von Lyon aufdrängen wollte, geradezu ausschlug.

Napoleon war aber jedoch alles daran gelegen, gerade an dieser Stelle, die er für die wichtigste und einflußreichste seines Reiches hielt, einen Mann zu haben, auf den er sich gänzlich werde verlassen können. Und dafür hielt er denn doch Faesch, wenn er schon unaufhörlich mit ihm stritt und in einzelnen Dingen vielfach mit ihm unzufrieden war. Allein Faesch, der vom historischen Standpunkte ausging, hielt den Primatsitz von Lyon für den ersten in Frankreich und folglich für den zweiten der Welt und er hatte bereits viel zu viel aus dem Seinigen dafür verwendet und noch so vieles bereits angefangen und im Entwurfe, als daß er ihn jemals für einen andern würde aufgegeben haben. Zudem gefiel er sich, wie einst ein berühmter Römer, besser darin, in der zweiten Stadt des Reiches unbedingt der erste (und als solcher wurde er auch dort geehrt) als in Paris nur einer der vielen Ersten zu sein und hielt sich daher einfach an das bestimmte Verbot des Papstes, der niemals in eine Vereinigung beider Sitze in einer Person hatte einwilligen wollen. Als hierauf Napoleon drohte ihn auch gegen des Papstes Willen dennoch zum Erzbischofe von Paris zu erwählen und Faesch demungeachtet beharrlich auf seiner Ablehnung bestand, so glaubte der über diesen Widerstand überaus ergrimmte Machthaber ihn und den Papst nicht empfindlicher dafür bestrafen zu können, als daß er beider langjährigen Feind, den Cardinal Maury (der in einem kleinen Bisthum im Kirchenstaate gleichsam in einer Art Verbannung lebte) an diese Stelle berief, wodurch aber der Bruch zwischen Kaiser und Papst nur immer größer und Faeschs Ansehen am päpstlichen Hofe auf's Neue befestigt worden ist.[1])

---

1) Man erzählte sich allgemein in Paris, Faesch habe auf die Drohung ihn auch gegen des Papstes Willen zum Erzbischof von Paris zu machen, geantwortet: lieber wolle er sterben! (potius mori!) worauf Napoleon nach seiner Weise ein Wortspiel daraus gemacht und spottend geantwortet habe: potius mori! plutôt Maury, eh bien vous l'aurez donc, ce Maury und habe darauf den letztern auf der Stelle zum Erzbischof ernannt.

Napoleon hatte nun für Paris und seinen Hof den Mann gefunden, wie er ihm nothwendig schien. Maury war in Allem das Gegentheil von dessen Oheim, der durch ihn in seinem Einflusse am Hofe mehr und mehr auf die Seite gedrängt und hingegen dafür immer mehr ausschließlich auf seine geistliche Wirksamkeit angewiesen worden ist. Maury galt als der erste geistliche Redner und zugleich als der witzigste Kopf in Frankreich. Als gewandter Schmeichler wußte er jeden Mächtigen dadurch für sich einzunehmen, daß er in Alles, was sie wollten, sofort einging, insofern nur für ihn selbst keine Gefahr damit verbunden war, und weil er auf geschickte Weise alle Schwierigkeiten, die sich ihren Planen entgegen setzten, für den Augenblick zu entfernen wußte, welche Eigenschaften alle entweder bei Faesch gar nicht oder nur in viel minderm Grade sich vorfanden. Aber wie alle jenen überfeinen Leute war Maury für Napoleon eben nicht, was er am meisten von Nöthen hatte, — ein Freund, der wie Faesch seine Gönner auf ihre Fehler und deren Folgen hätte aufmerksam machen dürfen, sondern im Gegentheil ein charakterloser Mann, wie fast Alle, die noch am Hofe geblieben waren, seitdem ihn das Uebermaß von Glück übermüthig gemacht hatte. Und eben diese waren es gerade, die am meisten beitrugen Napoleon über seine wahren Interessen zu verblenden und ihm die Menschen immer mehr verächtlich erscheinen zu lassen und die seinen Fall und denjenigen der Seinigen und so auch von Faesch vorbereitet haben.

Jedoch wir sind wegen des Zusammenhangs mit dem Vorigen, den Ereignissen um zwei Jahre vorausgeeilt und haben daher, was sich unterdessen ereignete, in Beziehung auf Faesch nachzuholen.

Das Jahr 1807 war der Scheitelpunkt für Napoleons Glück gewesen. Das gleiche Jahr wurde es auch für Faesch, der damals in geistlichen Angelegenheiten als die höchste Macht in Frankreich angesehen ward. Keine wichtige Ernennung, keine Bittschrift in geistlichen Sachen ging durch Jemand an-

ders als durch ihn. Napoleon konnte ihm selten widerstehen, er sah es als eine Befestigung seiner eigenen Herrschaft an, wenn er seinen Oheim gewähren ließ. Die meisten religiösen Anstalten in Frankreich aus jener Zeit sind durch seinen Einfluß in das Leben gerufen oder doch befördert worden. Die Missionen, die Schulen der frères ignorantins, die Seminarien, die Befreiung von deren Schülern von Militärpflichten, die Vermehrung der Dorfkirchen, eine Menge anderer Einrichtungen, alle fanden an ihm eine einflußreiche, thätige, zudringliche Vertretung; „hätte ich ihn in Allem gewähren lassen, sprach „später Napoleon öfters auf St. Helena, er würde ganz Frank„reich in ein Rom verwandelt und dasselbe mit Jesuiten und „Capuzinern bedeckt haben, ein Eifer, den später die bigottdum„men Legitimisten, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, mit „dem schwärzesten Undanke zu belohnen wußten." Indessen hat ein großer Theil der französischen Geistlichkeit dankbar anerkannt, was er für die Erhebung ihres Standes in den Augen des Volkes versucht und gethan hat.

Allerdings war diese ganze Wirksamkeit im ultramontanen, päpstlichen Sinne, wie er sich denn auch immer als eifriger Gegner der Protestanten und noch mehr der Jansenisten auf alle Weise gezeigt hat. Dieser Richtung wußte er sogar in seinem berühmten Catechismus Bahn zu verschaffen, der bis 1814 in Frankreich allein Geltung gehabt hat und den er unter Capraras Einflusse nach demjenigen von Bossuet durch seinen Hauspriester de Boulogne hatte ausfertigen lassen. In demselben wurde allen Duldungsgrundsätzen der Verfassung zuwider geradezu erklärt, daß außer der römischen Kirche kein Heil zu finden sei, welches Napoleon auch nur insofern zugab, daß dafür in diesem Catechismus ausdrücklich mehrere Capitel über den Gehorsam, dem man dem Kaiser schuldig ist, der Verpflichtung zu Abgaben und zur Conscription und die allgemeine Christenpflicht, flüchtige Conscribirte einzufangen, eingerückt werden mußten, welches Faesch dann ebenfalls zuzu-

geben genöthigt war, wodurch aber dieser Catechismus äußerst verhaßt geworden und Ursache zu dessen Abschaffung gewesen ist.

Die lange Abwesenheit des Kaisers während des Feldzugs von 1807 erlaubte Faesch, endlich eine längere Zeit in seinem Bisthum verweilen zu dürfen und seiner gewöhnlichen Thätigkeit freien Raum zu lassen. Er leistete in seinem Sinne ungemein viel; „jeden Tag legte er einen Stein mehr zu dem „Gebäude von Rom," so rühmte von ihm die Geistlichkeit. Nicht nur verschönerte sich immerfort seine Cathedrale und alle Kirchen in der Umgebung, sondern auch nicht die kleinste Dorfkirche ermangelte seiner Aufmerksamkeit; er besuchte alle, er besah alles, regte wie schon oben bemerkt wurde (S. 244) überall zu Verbesserungen an — verhieß und leistete Beihülfe — hielt selbst Kinderlehre, Communion und Firmung, war ganz besonders eifrig für Hebung und Vermehrung seiner Seminarien, für Hebung des Chorgesangs, für Erhaltung eines würdigen Auftretens seiner Geistlichkeit und so viel möglich unter allen seinen Gläubigen, in Anstand, in äußerer Ehrbarkeit, Sitte und Enthaltsamkeit, gab selbst das beste Beispiel in seinem eigenen Hause [1]) hielt äußerst strenge auf den gebotenen Fasten, selbst in dem Hause seiner Schwester; kurz er füllte auf eine der Hierarchie so angemessene und würdige Weise seine hohe Stellung aus, daß selbst seine Feinde unter den Cardinalen, welche seine Diöcese besuchten, ihm das Zeugniß einer im Sinne Roms sehr guten Verwaltung und großer Anhänglichkeit von Seiten seines Clerus zu ertheilen sich genöthigt gefunden haben. Daß er aber im andern Sinne nicht mehr that, daß alles nur das Aeußere, nicht das Inwendige be-

1) Man erzählt sich zu Lyon, daß als er einst bei Gelegenheit eines Sieges des Kaisers ein glänzendes Fest im erzbischöflichen Palaste zu Lyon gegeben habe, wozu er zu jener Zeit öfters genöthigt gewesen, er sich nicht scheute einer sehr hohen Dame, die sich allzu frei getragen, einfach aber bestimmt die Bemerkung zu machen: Madame, souvenez-vous que vous êtes dans un archevêché! worauf die Dame weggeeilt und mit ihrem Shawl bekleidet, wieder erschienen sei.

traf, daß leider gerade durch ihn jene in Frankreich überall wahrgenommene Ueberordnung eines prunkvollen äußerlichen Gottesdienstes über das Innere wesentlich befördert, daß selbst dem Aberglauben Vorschub geleistet wurde, daß er eine wahre Wuth für Erwerbung von kostbaren Reliquien für sich und seine Kirchen besaß und sich manchmal ganz eigner Mittel bediente, um sich dieselben zu verschaffen, daß er endlich dem Dienste der h. Jungfrau weit mehr als demjenigen der h. Dreieinigkeit obgelegen sei, dieß alles muß zum Theile den eingesogenen Vorurtheilen seiner Heimaths-Insel, seiner Erziehung, zum Theil aber auch seiner Stellung, welche mehr auf das rituelle als das homiletische Fach angewiesen war, zugeschrieben worden.

Diese Zeit seiner Wirksamkeit bei seiner anvertrauten Heerde, wo er nicht nur vieles anregen, sondern auch durch seinen damals viel vermögenden Einfluß auch fast alles in das Werk setzen konnte, ist von ihm immer für die schönste Periode seines Lebens gehalten worden. Es vereinigte sich aber auch damals alles, ihm sein Loos so angenehm als möglich zu machen. Er stand im kräftigsten Mannesalter, seine Einkünfte betrugen jährlich 500000 Fr., seine Gallerie an der er vor allem hing, vermehrte sich durch gute Ankäufe immer mehr; seine Lieblingsbauten rückten vorwärts; fast allen seinen Ansuchen in geistlichen Angelegenheiten wurde entsprochen; er stand überall im höchsten Ansehen, auch Rom ehrte ihn als seinen fast einzigen Vertreter, der weit mehr als die andern der weltlichen Macht ganz verfallenen Bischöfe geeignet schien, bei dem Mächtigen eine kräftige Fürsprache für dasselbe einlegen zu können.

Aber nur allzu kurz dauerten diese Tage des Glücks für den Glücklichen; eben diese berührten Verhältnisse zu Rom, die immer schwieriger zu werden drohten, je mehr Napoleon sich vom Uebermuthe hinreißen ließ, um jede Stimme der Billigkeit in seinem Innern zu unterdrücken, mußten durch dessen Schuld auch für Faesch zum Verderben werden. Immer mehr legte Napoleon es darauf an, durch steigende Zumuthungen die

römische Curie zu erbittern und sie zu unklugen Schritten zu verleiten, um einen Vorwand zu erhalten, sich endlich aller ihrer Staaten bemächtigen zu können, wie er es bereits mit den Marken gethan, und zugleich auf die hinterlistigste Weise so eben mit Spanien versucht und erreicht hatte (1808). Allein der Papst begnügte sich auf alle Unbilden, selbst nach dem Verluste eines Drittheils seines Gebietes nur mit Vorstellungen zu antworten, die aber kein Gehör bei demjenigen fanden, der keine Vergeltung für irgend eine Ungerechtigkeit, überhaupt gar keine Veränderung des Glücks nur für möglich halten wollte. Demungeachtet hatte Faesch den Muth, so oft als irgend eine Gelegenheit sich darbot, seinen Neffen um Mäßigung anzugehen, und ihn auf die Wandelbarkeit alles Menschlichen aufmerksam zu machen. Allein er konnte höchstens Aufschub bewirken, die endliche Catastrophe nicht abwendig machen. Aber auch ein Aufschub war willkommen, weshalb sich der Papst unaufhörlich an seine Fürsprache wendete, wohl wissend daß er alles thun würde, was von ihm abhinge, um dem Aergsten vorzubeugen. Faesch glaubte hierin mit Recht auch für sich selbst zu handeln, indem ihm immerfort die Ahndung vorschwebte, der Stern eines jeden und so auch seines eigenen Hauses müsse bald erbleichen, sobald man es wage die Mutter-Kirche anzutasten, welches niemand ungestraft habe thun dürfen.

Diese Antastung sollte denn auch endlich erfolgen, indem in der gleichen verhängnißvollen Nacht vom 5/6 Juli 1809, in welcher Napoleon bei Wagram seinen letzten bleibend entscheidenden Sieg vorbereitete, Papst Pius nach vollendeter Einverleibung seiner Staaten in das Kaiserreich, gewaltsam in seiner Wohnung aufgehoben und zuerst nach Grenoble, dann nach Savona abgeführt wurde, wo er 3 Jahre als Gefangener verblieben ist. Faesch erfuhr die erste Nachricht von diesem Gewaltstreiche an seiner Tafel, worauf er vor allen Gästen aufstund, sich entfernte, und bitterlich weinte, und von nun an zu Vertrauten oft von einem Wendepunkt seines eigenen Schicksals

zu reden anfing. Er ließ es aber nicht dabei bewenden, sondern schickte dem Papst sogleich seinen vertrautesten Generalvikar entgegen mit einer Anweisung auf 100000 Fr. wenn er Geld bedürfen sollte — welcher gute Gedanke ihm hernach auch gute Frucht getragen hat. Der Papst war aber von jeder Verbindung mit der Außenwelt so abgeschlossen, daß er von diesem Anerbieten keinen Gebrauch machen konnte, doch hörte er davon und war außerordentlich dankbar dafür. Hingegen ergoß sich über Faesch in eben dem Maße die Ungnade seines Gebieters, bei dem um diese Zeit auch der furchtbare aber noch viele Erinnerungen aus der Republik bewahrende Polizeiminister Fouché in Ungnade gefallen und durch den viel unbedingteren Despotenknecht Savary, Duc de Rovigo ersetzt worden war.

Hatte Faesch schon vorher immer mehr Mühe gehabt, eine Menge theils wirklich unglücklicher, theils durch eigene Unklugheit sich verdächtig machender Geistlicher gegen die Verfolgungen des erstern sicher zu stellen, so war von nun an jenem Savary gegenüber, keine Rettung noch Schonung mehr zu erwarten, für denjenigen der es noch wagen würde, der polizeilichen Allmacht gegenüber noch einen Anschein von Unabhängigkeit äußern zu wollen. Savary fing auch gleich seine Verrichtungen damit an, unbarmherzig gerade in diejenigen Angelegenheiten einzugreifen, die Faesch am meisten am Herzen lagen; die nach Lyon gezogenen pères de la foi, die in seinen Seminarien lehrten, die in- und ausländischen Missionen wurden ohne alle Gnade aufgehoben, worauf Faesch sich 100000 Fr. nicht reuen ließ, eine alte Carthause anzukaufen um daselbst eine neue Privat-Missionsanstalt zu gründen, und weshalb er auch auf eigene Kosten Geistliche in seinem Hause unterhielt, welche den Kern einer künftigen Mission zu bilden bestimmt waren.

Indessen fing der Papst an, als Gefangener in Frankreich dem Kaiser viel gefährlicher zu werden, als er es im Vollgenusse der Souverainität in Rom selbst gewesen war.

Man hatte ihn durch seine Abführung von dort unschädlich machen wollen; allein es war dadurch nur das Gegentheil erfolgt. Alles drängte sich um ihn; das schwächere Geschlecht sah in ihm nur einen Märtyrer und erachtete es als das größte Verdienst, sich um einen solchen aller Gefahr auszusetzen; auch die Männer bewiesen mehr Mitleiden als Haß; man sprach sogar ins geheim von dem Kirchenbanne, in welchen Napoleon verfallen wäre; in Rom durfte dieses Wort auf Befehl des kaiserlichen Commissärs Salicetti (S. 220 u.) bei Strafe des Galgens nicht ausgesprochen werden. Man sah sich genöthigt, den Papst wieder aus Frankreich zu entfernen, ihn in die abgelegene Seestadt Savona zu bringen und die Sache wo möglich der Vergessenheit zu übergeben. Allein jetzt erst zeigte sich, welche bisher unbeachtete Mittel dem Papste, wie er schon vor 3 Jahren in Faeschs Abschieds-Audienz (S. 261) angedroht hatte, übriggeblieben waren, um Napoleon genugsam fühlen zu lassen, welche Verlegenheiten die verborgene Macht einer unter unbedingter Einheit stehenden Kirche ihren Angehörigen und selbst den Mächtigsten unter ihnen bereiten könne.

Alle Bischöfe wurden zwar von dem Kaiser ernannt, und alle Geistlichen auf den Vorschlag der Bischöfe ernannte ebenfalls die Regierung — allein kein Bischof durfte irgend eine geistliche Verrichtung als solcher ausüben, z. B. einen Priester weihen, die Firmung und Dispensen ertheilen, bis er vom Papste die canonische Institution erhalten hatte; und kein Geistlicher ward vom Volke anerkannt, als wenn seine Weihe durch einen vom Papste anerkannten Bischof geschehen war. Wenn also der Papst seit seiner Gefangenschaft sich gänzlich weigerte, allen von jetzt an von Napoleon ernannten Bischöfen die canonische Institution zu ertheilen, so war dieses so viel gesagt, als nach und nach die ganze katholische Bevölkerung von Frankreich in einen geistlich verwaisten Zustand zu versetzen und dem Kaiser jeden Einfluß in geistlichen Angelegenheiten rein unmöglich zu machen. Und es geschah dem also und schon

fing die Stimmung unter dem Volke an eine immer bedenklichere zu werden, die nur so lange als die Uebermacht jede Meinungsäußerung niederzuhalten vermochte, durch einstweilige Mittel, z. B. Anstellung von Vikarien beschwichtigt werden konnte, aber bei dem ersten Wendepunkte des Glückes, besonders im südlichen Frankreich, in offenen Widerstand auszubrechen bereit war. Es blieb daher dem Kaiser keine andere Wahl übrig, als entweder — wie Faesch immer anrieth, den Papst wieder in den vorigen Zustand zurückzuversetzen, was Napoleon mit Unwillen verwarf — oder aber, was ihm die meisten seiner Höflinge als das sicherste Mittel angaben: Frankreich gänzlich vom römischen Stuhl loszutrennen und nach dem Beispiele Heinrichs VIII. in England und Peters des Großen in Rußland die gesammte geistliche Obergewalt selbst zu übernehmen. Allein zu diesem äußersten Mittel wollte es Napoleon noch weniger kommen lassen — sei es, weil er einsah, daß eine solche Trennung eine durchgreifende neue Organisation zur Folge haben werde, die viele Mühe und Zeit erfordere, welche durchaus nicht zu seiner Verfügung war — sei es, weil er nach seinen angeerbten Begriffen von der Nothwendigkeit der Beibehaltung der römischen Hierarchie zu sehr überzeugt war und weil er sie fortwährend als ein Mittel ansah, vermittelst ihres Einflusses die südlichen Völker leichter beherrschen zu können — er verwarf also eine gänzliche Lostrennung von dem päpstlichen Stuhle und wollte auch nicht gerne etwas davon hören und nannte es nur „Uebels ärger machen" und hoffte immerfort den Papst, den er für einen körperlich und geistig schwachen Mann hielt, mit der Zeit schon zu ermüden und gelegentlich denselben durch seine gewohnten Künste der Ueberredung nach seinem Willen umstimmen zu können.

Er ward in dieser Ansicht, einem unseligen Mittelwege, unterstützt durch etliche höhere Geistliche, die an seinen Hof kamen und zwar wegen ihren Talenten und ihrer Gelehrsamkeit in gegründetem Rufe standen, aber welche viel zu schwach

waren, ihm jemals gehörig zu widersprechen und um ihn auf die wahre Lage der Sache aufmerksam zu machen, — besonders auf den wichtigen Umstand, daß wenn auch der Papst jemals persönlich zur Nachgiebigkeit gebracht werden könne, darum noch gar nichts gewonnen sei, weil derselbe ohne Beiziehung des Raths seiner Curie (die in solchen Sachen nie nachgibt), kein für die Zukunft bindendes Geschäft abzuschließen nach seinem Gewissen sich befugt glaubt. Statt dessen glaubten jene Rathgeber sich bei dem Kaiser in besondere Gunst zu setzen, wenn sie ihm beständig Hoffnung machten die obschwebenden Schwierigkeiten leicht beseitigen zu können. Sie trauten hierin ihrer eigenen Geschicklichkeit und ihrem guten Willen zur Versöhnung von Staat und Kirche mitzuwirken, zu viel zu; während hingegen Faesch, der freilich diesen gelehrten Herren weder in wissenschaftlicher Hinsicht noch in der Kunst zu schmeicheln, irgendwie gewachsen war, aber es wirklich aufrichtig mit seinem Neffen meinte, demselben nur Vorstellungen machte wegen dem Frevel, den er durch die Gefangennehmung des Papstes und der Vorenthaltung seiner Staaten begangen habe und der je eher je lieber gesühnt werden müsse, wofern er nicht nur über sich, sondern über sein ganzes Haus Unglück bringen werde. Allein Napoleon gab wohl zu, daß Faesch aus voller Ueberzeugung spreche und daß er immerhin der Mann sei, auf den er sich verlassen dürfe — allein er hielt ihn nicht für denjenigen, der besonders dazu geeignet sei, dergleichen schwierige Verhältnisse richtig zu beurtheilen, welches nach seiner Meinung jene Gelehrten, die ihm nicht widersprachen, viel besser als er verständen und betrachtete ihn daher bloß als eine Nothwendigkeit, um überall, wo es sich um Wahrung seiner Interessen handelte, (z. B. bei den bald zu erwähnenden Commissionen in kirchlichen Angelegenheiten,) wenigstens immer einen Mann aus der Zahl der Seinigen als Berichterstatter zu haben.

Ein jeder billiger Beurtheiler (und als solcher zeigte sich später auch der Papst und sein Minister B. Pacca,

sonst kein Freund von Faesch) kann nun selbst ermessen, was man von dem Oheime des Kaisers in dieser äußerst schwierigen Stellung zwischen zwei sich beständig begegnenden Interessen billig hatte erwarten dürfen. Es war diejenige eines Mannes, der es unmöglich beiden Partheien jemals recht machen konnte. Die Royalisten, welche hernach die Früchte von dem ärndteten, was Andere für sie ausgesät hatten — und gerade diejenigen, welche um den Papst am wenigsten sich Verdienste erworben haben — behaupteten nachwärts: „Faesch hätte in seiner Stellung bei weitem mehr für die Kirche thun sollen" und warfen ihm Mangel an Consequenz und Ausdauer vor. Ja noch mehr, sie stellten in einem Jahrhunderte, wo ein interesseloses Benehmen immer mehr zu den Seltenheiten gehört, auf die ungeschickteste Weise an ihn Forderungen, wie man sie nur an ein vollkommenes Ideal (wie z. B. an einen Athanasius, Dio Chrysostomos u. s. w. wirklich stellen darf, [1]) welches sie dann weiter führte, sich in unnatürlichen Vergleichungen Faeschs mit jenen Männern zu versuchen und vergaßen gänzlich, wie weit weniger als er bei so schwierigen Umständen sie selbst würden geleistet haben. Andererseits beschwerten sich die eifrigen Bonapartisten über seinen unbeugsamen Starrsinn und empfanden es sehr übel, daß er den Erwartungen, die sie von Faesch hegten, der nach ihrer Meinung alles dem Kaiser und nichts der Kirche schuldig sei, so wenig entsprochen, im Gegentheil sich nur allzu römisch und den Gegnern Roms hinderlich, folglich nicht französisch genug bewiesen habe. Allein dieses letztere kann ihm bei dem nun einmal gewählten Berufe eines römischen Geistlichen und Cardinals nicht nur zu keinem Vorwurfe gereichen, sondern muß ihm eher in der Lebensbeschreibung eines solchen, selbst von den heftigsten Gegnern des Ultramontanismus, zum Ruhme angerechnet werden.

---

1) Wie unter Anderm in dem Werke: **La vérité sur le cardinal Faesch ou reflexions d'un ancien vicaire général de Lyon** (unter Faeschs Nachfolger, dem Erzbischof von Amasia) **sur l'histoire de son Éminence par l'abbé Lyonnet.** Lyon 1842 geschehen ist.

Vier Jahre dauerte der Kampf, den aber in allen seinen Einzelnheiten ausführlich zu beschreiben, mehr eine Aufgabe für die neuere Kirchengeschichte von Frankreich, als diejenige einer Lebensbeschreibung eines einzelnen Prälaten sein würde, weßhalb auch nur das ihn selbst Berührende erwähnt werden soll und als dessen endliches Ergebniß einfach zu melden ist, daß man am Schlusse gerade so weit vorgerückt gewesen sei, als am ersten Tage, welches bei ähnlichen Zerwürfnissen zwischen einer brutal auftretenden und einer sich auf das Geistige beschränkenden Gewalt immer das Gleiche zum Ziele haben muß. Der Papst zeigte sich während demselben immer geneigt auf billige Bedingungen zu unterhandeln und dem peinlichen provisorischen Zustande, unter dem die ganze katholische Kirche, selbst seine eigenen Getreuen litten, ein Ende zu machen, — wenn man ihm seine Freiheit und seinen Bischofsitz wieder gebe, dessen man ihn durchaus widerrechtlich beraubt habe; oder daß man ihn wenigstens nicht ohne seine Rathgeber oder das Consistorium seiner Cardinäle unterhandeln lasse, ohne welche in kirchlichen Sachen etwas vorzunehmen durchaus gegen sein Gewissen sei.

Allein von alle dem wollte ihm nichts bewilligt werden; nicht nur ward er strenge überwacht, sondern sämmtliche sonst zu Rom residirenden Cardinäle wurden von seiner Seite gerissen und nach Paris, wo sie unter strenger Aufsicht leben mußten, gebracht und diejenigen, welche man am meisten fürchtete, hatte man in entlegene Festungen, wo sie mehr oder weniger als Gefangene lebten, abgeführt. Statt deren wollte ihm Napoleon mehreremale seine eigenen Höflinge aus der Zahl der ihm gänzlich ergebenen Geistlichen als Rathgeber aufdringen und verordnete zugleich, daß man sich einstweilen, bis er sich fügen werde, statt der Bischöfe und und Pfarrer, die der Papst nicht bestätigen wollte, durch General- und Spezialvikarien, die man von benachbarten Bischöfen weihen ließ, zu helfen suchen solle. Aber nicht alle Bischöfe haben sich zu dieser Gefälligkeit hergeben wollen, am wenigsten Faesch, der es zugleich seinen Suffraganen geradezu verbieten ließ.

Auch in seiner Eigenschaft als Präsident der verschiedenen von Napoleon (vom November 1809 bis zum Juni 1811) zur Erledigung sämmtlicher Anstände in Kirchensachen niedergesetzten Commissionen, die meist aus lauter dem Kaiser ganz ergebenen Geistlichen bestanden, bewahrte Faesch so lange es immer gehen mochte, auf seltene Weise seine Unabhängigkeit und widerstand kräftig den Höflingen und Schmeichlern des Kaisers in allem, was die Rechte des Papstes selbst betraf.[1] In außerwesentlichem gab er gerne nach, wenn nur dadurch die Hauptsache zu retten war. In heftigen Stürmen, meinte er, müsse man vor Allem trachten das Schifflein Petri zu einem sichern Hafen zu führen und um es retten zu können, alles, was zum Fortkommen nicht unumgänglich erforderlich sei, über Bord zu werfen wissen. Vor allem aber rieth er von Gewaltsmaßregeln ab und zog immer den Weg der Unterhandlungen vor. Weil er aber des Kaisers Charakter kannte und vor allem eine Trennung fürchtete, die im schlimmsten Fall zu gewärtigen war, so hätte er gerne gewünscht, auch der Papst wäre ihm auf diesem Wege in einzelnen Sachen, die er von minderer Bedeutung erachtete, mehr entgegen gekommen, um nicht Uebels ärger und um endlich der leidigen Sache ein Ende zu machen. Zu dem Ende wandte sich Faesch, den der Papst selbst so oft um seine Fürsprache und Rath angegangen war, in mehrern eindringlichen Schreiben an denselben, um ihm die Nothwendigkeit in Einzelnem nachzugeben, um die Hauptsache zu retten, vorzustellen. Als

---

1) Er ging auch so weit, daß als man ihm einst die Autorität des bekannten Geschichtschreibers der Kirche, Cardinal Fleury, entgegen hielt, um zu beweisen, wie nothwendig es sei zur Behauptung der gallikanischen Freiheiten den Anmaßungen der römischen Curie kräftig entgegen zu stehen — er geradezu erklärt haben solle: „er finde, der Cardinal hätte als solcher besser daran gethan, dieses Werk gar nie „bekannt zu machen, — denn wozu Jedermann von den Fehlern seiner eigenen Parthei „in Kenntniß zu setzen und dadurch den Feinden unnöthigerweise Waffen gegen uns „in die Hände zu geben und dadurch unsere eigenen Freunde lau zu stimmen!“

er aber keinen Erfolg sah, und vom Kaiser, der ihm Vorwürfe genug machte, immer mehr in die Enge getrieben wurde, „daß er so wenig ausrichte," so verfiel er auf's Neue in den gleichen Fehler, in den er 5 Jahre vorher zu Rom in ähnlichen Verhältnissen ebenfalls gerathen war. In einem Anfalle von Ungeduld ließ er sich hinreißen, wieder einen überaus derben Brief an sein Oberhaupt zu schreiben, dessen Styl und Inhalt auf keine Weise zu entschuldigen und der ganzen übrigen Handlungsweise Faeschs während des Kirchenstreites unwürdig ist und welchen man für unterschoben halten möchte, wenn nicht seine Aechtheit über allen Zweifel gesetzt worden wäre.[1]) Dieses Schreiben kann einzig aus seiner Stellung zu der damaligen Zeit und aus dem Mangel eines geistlichen Rathgebers seit dem Tode Emérys (S. 240 u.) erklärt werden. So sah es auch Pius VII. selbst an, der dasselbe mit äußerster Langmuth aufgenommen und mit dem Drange der Umstände gerne entschuldigt hat. Viel mehr noch zeigte sich derselbe entrüstet über die Unterhandlungen selbst, die Faesch zwar in guter Meinung, diesen Weg statt demjenigen der Gewalt vorzuziehen, selbst immer angeregt hatte, die aber durch die Auswahl der Unterhändler, welche Napoleon immer aus den ihm am meisten ergebenen Creaturen zu bezeichnen wußte, die hauptsächlichste Ursache gewesen waren, warum der Papst nicht nachgeben wollte, oder wenn er augenblicklich nachgegeben, warum er seine Zugeständnisse immer wieder zurück genommen hatte. Es waren wohl dem Titel nach auch Bischöfe und „Amtsbrüder" gewesen, die man dem Bischofe von Rom zusandte, aber keine Freunde und Rathgeber, wie er sie bedurfte, die über Irrungen sich verständigen wollen, sondern im Gegentheil Leute, denen es mehr daran gelegen war, die einmal gegebenen Versprechungen zu lösen, in

---

1) Er findet sich abgedruckt aus dem Italienischen in das Französische übersetzt in Barraels, Erzbischof von Tours, fragmens relatifs à l'histoire écclésiastique du 19 siècle.

denen sie viel zu viel auf sich genommen hatten — und beim Gelingen zum Theil auf reiche Belohnungen sich Hoffnung machten und denen alle Mittel zur Ueberredung und Ueberlistung, falsche Versprechungen und Drohungen gleich genehm schienen. Sie umlagerten auf die zudringlichste Weise den isolirten, von seinen gewöhnlichen Rathgebern und Freunden verlassenen, durch Gefangenschaft und Krankheit gebeugten Papst und ließen ihm so lange keine Ruhe, bis sie ihm mündlich etwas abgepreßt hatten, was dann in offizieller Sprache als „freier Entschluß" des Papstes verkündigt wurde, während es seiner Natur nach niemals als gültig anzusehen war. Das alles wußte nun Faesch, wie viele Andere, freilich nicht und wunderte sich selbst über die Größe des Zugestandenen, z. B. daß der Papst von Rechtswegen keinen Bischoffitz unerledigt lassen wolle — widrigenfalls das Recht, die kanonische Institution zu ertheilen vergeben sei und von den Erzbischöfen ausgeübt werden solle; daß der Papst freiwillig auf seine Staaten und eine Menge anderer Rechte gegen eine Pension von 2 Millionen verzichte u. s. w., welches er unwürdig fand; aber es ärgerte ihn mit vielen andern Gleichgesinnten, wenn er hernach hören mußte, daß sich schon wieder alles zerschlagen habe und zurückgenommen sei und wieder von vorne angefangen werden müsse, welches man Alles der Hartnäckigkeit des Papstes allein zuschrieb. Dieses war denn auch der Grund jenes Schreibens gewesen, welches er nicht nur in spätern Zeiten, sondern bald genug bereuen mußte, wie er es Napoleon, als eigentlichen Urheber desselben, selbst vorgeworfen hat.

Er zeigte aber um diese Zeit noch eine andere Schwachheit, die ihm vielleicht weniger zu verzeihen ist.

Er hatte im Jahr 1806 Muth genug bewiesen, um die zweite Trauung seines Neffen Jerome Bonaparte, (S. 256) der schon in einer ungetrennten ersten Ehe lebte, nicht zu vollziehen, obgleich er als Großalmosenier dazu verpflichtet war. Jetzt aber gab er sich nicht nur dazu her, zur kirchlichen Ehescheidung Napoleons mit Josephine mitzuwirken, sondern sogar auch die neue

Ehe Napoleons mit Marie Louise von Oestreich selbst einzusegnen, obgleich er persönlich die kirchliche Trauung mit Josephine betrieben hatte und dieselbe von ihm allein vollzogen worden ist. Niemand wird daher billigen können, wie er hier verfuhr, aber wo selbst das Kaiserhaus Oesterreich nicht anders handeln konnte, als geschah,[1]) so muß es auch dem Großalmosenier nicht zu sehr verargt werden, wie er sich hiebei betragen hat.

Die Sache wurde zuerst dem Senat vorgelegt. Derselbe beeilte sich ohne weiters vom politischen Standpunkte aus zu erklären, daß die bisherige kinderlose Ehe des Kaisers dem Wunsche der Nation zuwider und durchaus nichtig sei. Allein so entsprechend diese Erklärung den Wünschen des Gebieters auch ausfiel, so genügte sie nicht zu einer neuen Ehe mit einer fremden katholischen, zumal einer kaiserlichen Prinzessin. Eine solche erforderte durchaus eine kirchliche Trennung des ältern und eine kirchliche Einsegnung des neuen Ehebundes, die aber nach der verwünschten nächtlichen Ceremonie vom ½ Dezember 1804 nach katholischen Grundsätzen eine Unmöglichkeit war und nur vom Papst allein ausgesprochen werden darf. Allein auch dieser thut es äußerst selten, fast nie, immer ungern. Im gegenwärtigen Falle würde es der gewissenhafte Pius niemals gestattet haben. Im Zustande der Gefangenschaft war vollends nichts von ihm zu erwarten und man wagte es auch nicht bei ihm nur anzufragen. Man wandte sich daher an die Commission in kirchlichen Angelegenheiten, welcher Faesch vorstand, um von ihr ein Gutachten einzuholen, wer zu einer solchen Trennung wirklich kompetent sei. Die Antwort fiel dahin aus, Karl der Große und Philipp August hätten sich auch ohne Einwilligung des Papstes von ihren Frauen getrennt, die Pariser Officialität werde für solchen Fall wohl das kompetenteste Gericht sein.

---

1) Welche Macht selbst noch 1823 dem Cardinal della Somaglia, (im Jahr 1810 Nuntius am Wiener Hofe), nicht verzeihen konnte, daß er damals gegen die Ehe mit Maria Louise protestirt hatte und weßhalb sie gegen seine Wahl zum Papste das Veto einzulegen sich veranlaßt fand.

Faesch lehnte zwar jede Mitwirkung an der Sache ab, konnte aber nicht verhindern, daß die Offizialität von ihm, so wie von den andern Zeugen bei der Einsegnung Auskunft begehrte, inwiefern hiebei allen kirchlichen Erfordernissen vollkommen Genüge geleistet worden sei. Faesch gab hierauf an: laut dem kanonischen Rechte hätte durchaus der Ortspfarrer die Trauung vollziehen oder wenigstens eine spezielle Delegation an ihn erlassen sollen; beides habe aber gefehlt, er überlasse jedoch Alles dem Ermessen des geistlichen Gerichtes. Dieses wollte nicht minder dienstfertig sein, als der willfährige Senat und erkannte: „weil sowohl der Ortspfarrer als die „erforderliche Zahl von Zeugen nicht zugegen gewesen sei, wel„ches der Vorschrift des Conziliums von Trient und den Leh„ren der französischen Kirche gänzlich zuwiderlaufe, so müsse „ein Grundfehler (vice radical) in der Heirath angenommen „werden und quod esset istud matrimonium nullum quoad fœ„dus und ohne geistliche und weltliche Rechte zu verletzen, müsse „jede fernere Beiwohnung beider Theile von nun an als un„zuläßig erklärt werden." Faesch hätte seiner Auskunft gar wohl hinzufügen sollen, daß wenn auch mehrere kirchliche Erfordernisse fehlten, er doch den vollständigen Dispens des Papstes (S. 252 u.), der alle diese Mängel aufgehoben, zu Vollziehung dieser Ehe gehabt habe, wodurch also die Gültigkeit derselben keinem Zweifel mehr ausgesetzt sein konnte. Allein statt dessen verlangte er blos eine nochmalige Bestätigung jenes Ausspruchs von Seite seiner eigenen primatialen Offizialität, wie es von jeher Uebung gewesen sei, allein weil Niemand von dem Entscheid der Pariser appellirte, so war die Sache abgethan. Faesch beruhigte sich, daß die gelehrtesten und ältesten Theologen von Paris so entschieden hätten und bequemte sich auch die neue Ehe einzusegnen, wenn schon der Gründe mehr als genug vorhanden waren, die seine Abwesenheit hätten entschuldigen lassen, worunter namentlich sein Verhältniß zur ersten Ehe, die mangelnde Dispensation des Papstes und auch dieses Mal die mangelnde

Delegation des Ortspfarrers anzuführen sind. Allein er war zu sehr Anhänger seiner Familie, um sich nicht thörichter Weise über dieses Ereigniß mitzufreuen, das ihm seine Dynastie auf's Neue zu befestigen schien. Er sah auch ferner in dieser Ehe, wie fast alle seine Zeitgenossen, eine glückliche Auskunft, um zwei mächtige, bisher feindselige Nationen miteinander zu verbinden und den letzten Abgrund der Revolution zu schließen, Kirche und Staat mehr zu sichern — und in Gegenwart von 8000 Personen verrichtete er, sichtbar erfreut, die Ehre zu haben die Urenkelin der großen Maria Theresia und einer so langen Reihe von Kaisern seine Nichte nennen zu dürfen, die Feierlichkeit der Messe und der Trauung und selbst reichlich beschenkt, beschenkte er auch reichlich alle seine Angestellten und die Wohlthätigkeitsanstalten seiner Metropolitanstadt.

Allein nur zu bald zeigte es sich, wie wenig eine Verletzung einer Pflicht geeignet sei, auf die Dauer irgend eine wahre Freude zu bereiten, am wenigsten für einen Mann, einen Geistlichen, der sie am ersten in ihrer vollen Wichtigkeit erkennen soll und sie außer Acht gelassen hat.

Der nächste Anlaß zur Störung des Festes ging von dem Uebermuthe des Kaisers selbst aus, welchen er die gezwungenerweise zu Paris sich aufhaltenden Cardinäle fühlen lassen ließ. Napoleon wollte durch die Gegenwart von so vielen Kirchenfürsten im größten Ornate, der Feierlichkeit ihren höchsten Glanz verleihen und hatte sie sammethaft dazu eingeladen und ihnen in seiner Nähe einen bemerkbaren Platz angewiesen. Aber nur 24 von allen wohnten der bürgerlichen, gar nur 12 der kirchlichen Trauung bei. Die übrigen erklärten es der Würde der Kirche entgegen, bei Freudenanlässen zu erscheinen, wo dieselbe durch die Gefangenschaft ihres Oberhauptes in die tiefste Trauer versetzt sei und noch mehr durch ihre Gegenwart einer Handlung die Weihe zu ertheilen, die allen Gesetzen ihrer Kirche so durchaus zuwider erscheine. Napoleon, statt diese natürlichen Gefühle zu ehren, oder wenigstens ihre Abwesenheit absichtlich

zu übersehen, entbrannte schon während der Feierlichkeit in den heftigsten Zorn, der sich in Worten sogleich Luft zu machen suchte und der so heftig wurde, daß er selbst den Tag nachher, als ihm sämmtliche Cardinäle die Aufwartung machen wollten, also ihren guten Willen ihn zu ehren an den Tag legten, allen ohne Unterschied die Thüre verschloß. Vergebens waren die demüthigsten Vorstellungen, vergebens eine schriftliche ehrerbietige Auseinandersetzung der Gründe, warum sie so und nicht anders handeln konnten, vergebens eine Protestation ihres Gehorsams und ihrer Ergebenheit, vergebens endlich die dringendste Fürbitte von Faesch selbst. Napoleon, den seine neue Heirath nicht milder, sondern nur mürrischer, rücksichtsloser, alles Widerspruchs unfähiger gemacht hatte, glaubte nothwendig ein Beispiel für diejenigen aufstellen zu müssen, welche sich seinen Handlungen mißfällig erzeigen wollten. Die nicht bei der kirchlichen Trennung erschienenen Cardinäle wurden ohne weiters ihrer Gehalte beraubt und in Festungen abgeführt und wären dort dem Mangel preisgegeben gewesen, hätte nicht Faesch sie angelegentlich bei den dortigen Behörden empfohlen, und sie großmüthig für die ersten Bedürfnisse mit Geld unterstützt, worauf sogleich dadurch ermuthigt auch andere Geistliche und mildthätige Personen seinem Beispiele gefolgt sind. Allein nun wandte sich der ganze Unwillen des Kaisers auch gegen ihn, weil er die Handlungsweise seiner Collegen nicht habe wirksamer mißbilligen helfen. Jedoch blieb es für dieses mal bei einer mildern Strafe, nämlich dem Verluste der Anwartschaft auf das Großherzogthum Frankfurt, die an Eugen Beauharnais übergehen sollte, hingegen mit der beigefügten ernstlichen Warnung: daß wenn er sich ferner unterstehe, sich in Einverständnisse mit dem Papst einzulassen und dergleichen Umtriebe seiner Collegen begünstigen zu wollen, er ihm auch die bisher bezogenen Einkünfte eines Coadjutors werde zu entziehen wissen. Zugleich wurden eine Menge Geistlicher und andere Personen, welche verdächtig schienen, ohne Urtheil

und Recht in die Staatsgefängnisse abgeführt, eine noch größere Menge ihrer Stellen entsetzt und unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt und eingegränzt. Faesch that erstaunlich Vieles, um die Lage der unglücklichen Geistlichen zu erleichtern, und wenn er sie auch nicht alle vor Savarys furchtbarer Polizei zu erretten vermochte, die selbst seine eigenen Hausgenossen nicht verschonte, wenn nur der mindeste Schein von Verdacht vorhanden war, — so galt er doch für den Einzigen, der noch etwas thun dürfe, und auch so viel in seinen Kräften stand, wirklich that, welches von dem ganzen französischen Clerus anerkannt ward und zwar in dem Maaße, daß bei ihm überall laut der Wunsch rege wurde: sollte je der Papst seinen Leiden unterliegen, so wünsche man sich keinen geeignetern Nachfolger für Pius, als ihn selbst. Auch der Papst sprach immer in den freundschaftlichsten Ausdrücken von Faesch, ohne ihn jedoch, wie früher, mit Fürbitten beim Kaiser zu belästigen, indem er seine schwierige Stellung allzuwohl kannte, als daß er nicht nach gemachten Erfahrungen einsehen mußte, daß durch dieselben nur immer Aergeres zu befürchten sei.

Unterdessen hatte Napoleon sich wieder etwas mit Faesch ausgesöhnt und dieser taufte auch dessen Erbprinzen und zwar mit Wasser, das sein ehemaliger Sekretär Chateaubriand selbst im Jordan geschöpft hatte, wie solches auch später mit dem Herzoge von Bordeaux geschehen ist. Aber der Titel des Neugebornen, als König von Rom, war an sich schon eine neue Ausforderung gegen den Papst und kein Mittel, um demselben die während dieser Zeit immer erneuerten Vorschläge (S. 280) genehm zu machen, noch die daraus entstandenen Verlegenheiten zu beseitigen, welches jedoch Napoleon, je mehr er seinem Fall sich näherte, auf gütlichem Wege zu erreichen, immer weniger für nothwendig hielt.

Es hatten sich gerade um diese Zeit (Mai 1811) die oben berührten Unterhandlungen mit dem Papste wieder zerschlagen und Napoleon sann nunmehr auf ein neues geeignetes Mittel

die Bestätigung des Papstthums für seine neu ernannten Bischöfe überflüssig werden zu lassen. Dieses gedachte er am ersten zu erreichen durch eine, wie er glaubte, allen Katholiken genugsam imponirende zahlreiche Versammlung der gesammten höhern Geistlichkeit seines Reiches, welcher er die ungeeignete Benennung eines großen National-Conziliums beilegte und auf den 9. Juni 1811 zusammen berufen ließ. Es waren aber von diesem „National-Conzilium," bestehend aus mehr als 100 Cardinalen und Bischöfen seiner französischen, belgischen, deutschen und italienischen Staaten alle diejenigen ausgeschlossen, von deren Widerstand man zum Voraus überzeugt war und bloß diejenigen berufen, auf deren Ergebenheit man gänzlich zählen zu können glaubte oder die man für hinlänglich eingeschüchtert hielt, um seinem Willen in Allem blindlings nachgeben zu müssen.

Allein selten ist je eine Erwartung bitterer getäuscht worden, als gerade bei dieser so einseitig zusammengesetzten Kirchenversammlung. Es war, als wenn Faesch den ersten öffentlichen Anlaß habe ergreifen wollen, um Alles wieder gut zu machen, was er je aus Nachgiebigkeit gegen die Macht seines Neffen versehen hatte.

Nachdem er als Primas von Gallien das Präsidium übernommen, das Hochamt gefeiert und alle berufenen Bischöfe und Cardinäle das Abendmahl aus seiner Hand empfangen hatten, die Vorbereitungspredigt, die einer der Bischöfe vortrug, angehört worden war und sämmtliche Anwesende sich anschickten in aller Demuth aus dem Munde des Cultus-Ministers eine heftige Rede gegen die päpstlichen Anmaßungen und über den Zweck des Conziliums anzuhören, so erhob sich vorher noch Faesch und forderte die Versammlung auf, ihm vor allem andern den üblichen Eid, wie solcher bei dem letzten Tridentinischen Conzilium von Pius IV. vorgeschrieben worden war, nachzusprechen, den er laut vorlas: „Ich anerkenne die h. katholische apostolische und römische Kirche als Mutter und Gebieterin aller andern Kirchen an und schwöre hiemit wahren Gehorsam

(veram obedientiam) dem römischen Papste, als Nachfolger des h. Petrus, dem Fürsten der Apostel und Statthalter Christi auf Erden."

Diese Eidesformel, die Faesch durch keinen Zusatz begleitete, die aber Allen unerwartet kam, besonders von dieser Seite her, änderte auf einmal die ganze Natur und Bestimmung der Versammlung. Napoleon hatte ein Conzilium gegen den Papst zusammen berufen, um seinen Willen gegen dessen Ansprüche durchzusetzen, und gerade sein Oheim, der ihm alles schuldig zu sein schien, sprach sich in einem so entscheidenden Augenblick auf diese Weise gerade für die gleichen Ansprüche aus! Er gerieth ganz außer sich, doch durfte er es nicht merken lassen. Aber die Bischöfe faßten wieder Muth, so daß die nachherige lange Rede des Ministers, die sonst mächtigen Einfluß gehabt hätte, ohne allen Erfolg blieb. Sie leisteten den Eid, die Mehrzahl zwang sogar diejenigen, welche nicht laut nachsprachen, die Worte zu wiederholen. Mehrere benützten den Anlaß, ihre Wünsche für Befreiung des Papstes laut werden zu lassen,[1]) so daß Faesch selbst wieder Mühe hatte die entstandene Aufregung zu beschwichtigen und zur Eröffnung der eigentlichen Verhandlungen einzuladen. Man hat ihm dieses in spätern Jahren sehr übel ausgelegt und behauptet, er hätte sich an die Spitze des ganzen Clerus stellen und Napoleon förmlich zur Befreiung des Papstes auffordern sollen, allein wer sein Verhältniß zu seinem Neffen nicht außer Augen setzen will, wird auch hierin nicht zu viel von ihm fordern wollen. Er kannte ihn nur all-

---

1) Von Allen zuerst aber der nachher so berühmt gewordene Freiherr von Droste-Vischering, damals Weihbischof zu Münster, welcher vorschlug, daß die ganze Versammlung in corpore sich zu den Füßen des Throns verfügen und dort um die Befreiung des Papsts flehen und nicht eher wieder aufstehen solle, bis ihrem Verlangen Genüge geleistet sei — welchen Vorschlag der Bischof von Chambery und noch einige Andere unterstützt haben. — Allein eine solche Scene würde bei jedem andern Monarchen eher Eindruck gemacht haben, als bei Napoleon, bei dem sie eher Schaden als Nutzen gebracht hätte.

zuwohl, er wußte welcher schrecklichen Ausbrüche derselbe fähig sei; er hatte ihn schon zu oft rasen, zürnen, drohen gehört und immer stund noch das Aergste bevor, wenn man es mit dem Widerspruch in kirchlichen Sachen gegen ihn übertrieb, nämlich ein förmlicher Bruch mit der Kirche, wozu man ihm unaufhörlich rieth und welches Faesch am meisten fürchtete — so daß er, um nicht unnöthiger Weise dieses größte Unglück herbeizuführen, lieber Alles, was zu viel reizte, glaubte vermeiden zu sollen.

Es zeigte sich auch sehr bald, welchen Einfluß jene Eidesformel gehabt hatte und wie sie aufgenommen wurde. Das Concilium hatte nämlich eine Commission unter Faeschs Vorsitz erwählt, um zuerst über die Vorfrage ein Gutachten einzugeben, „ob das Concilium auch wirklich kompetent sei, beim Weigerungsfalle des Papstes einen Bischof kanonisch instituiren zu können." Diese Frage war aber mit Nein beantwortet worden und Faesch, der so wie die größere Mehrheit der Commission ebenfalls dieser Meinung beipflichtete, war genöthigt das Ergebniß dieser Berathung dem Kaiser einzuberichten und die ersten Aeußerungen seines Zornes hierüber in Empfang zu nehmen. Napoleon zeigte sich aber gleich so entrüstet über den Gang der Verhandlungen überhaupt und besonders über das Betragen seines Oheims, daß dieser ein ganzes Gewitter von Vorwürfen, Drohungen und selbst Beschimpfungen über sich ergehen lassen mußte,[1]) so daß nur die Dazwischenkunft eines

---

1) „Ich wollte die Bischöfe in ihre alten Rechte wieder einsetzen" so äußerte sich unter anderm Napoleon zu Faesch, aber sie haben sich zu Dienern Roms erniedrigt, ich „werde sie jedoch schon zur Vernunft bringen."

Der Cardinal wollte ihm die Gründe, welche die Commission geleitet und welche sich auf ihr theologisches Gutachten stützten, auseinandersetzen, allein er wurde auf der Stelle unterbrochen: Encore de la théologie, où l'avez *vous* donc apprise! Taisez-vous, vous êtes un ignorant, en six mois je veux en savoir plus que vous! Der Oheim suchte diese (zumal ungegründete) Grobheit des Neffen so gut zu verschlucken, als einem Corsen möglich war und stritt mit dem gekrönten Theologen Schritt vor Schritt — „ich werde nicht unterliegen, fuhr dieser fort, man

Höflings, der das Gewitter abzuleiten versprach, gröbere Ausbrüche verhütet hat. Allein als auch dessen neue Auskunftmittel sich fruchtlos erzeigt hatten, ging Napoleon mit nicht weniger um, als das Conzilium auseinander zu jagen, wenn er nicht wenigstens so viel von ihm erhielte, als dem Papste mündlich zu Savona abgepreßt worden war. Auf diese Nachricht eilte Faesch sogleich unangemeldet (denn Niemand wagte ihn vorzulassen) zum Kaiser, um den letzten Versuch zu wagen, dieser Maßregel Einhalt zu thun. Allein es erfolgte ein neuer Lavastrom von Klagen, Grobheiten, Beschuldigungen, [1]) ehe er nur in eine eigentliche Erörterung eintrat. Er warf ihm unter Anderm vor, daß er, statt seine Pläne zu begünstigen, vielmehr seinen Gegnern in die Hände gearbeitet habe — er hätte ja selbst dem Papste in seinem Sinne geschrieben, wie er denn

---

„wird durch ein Gesetz die Metropoliten schon zwingen die Bischöfe einzusetzen, wir „wollen sehen, ob es nicht bald geht." Da antwortete der Cardinal: wenn ihr Märtyrer haben wollt, so fangt mit euerer eigenen Familie an, ich bin bereit für meine Ueberzeugung mein Leben zu lassen. Aber wisset es wohl, so lange der Papst diese Maaßregel nicht gutheißt, so werde ich als Metropolitan keinen meiner Suffragane jemals canonisch instituiren, und ich werde auch jeden meiner Suffragane auf der Stelle excommuniciren, der es wagte ohne meinen Willen einen Bischof in meiner Kirchen-Provinz einzusetzen!

Da meldete man Duvoisin, Bischof von Nantes, den gelehrtesten Theologen von Frankreich, aber zugleich einen der größten Schmeichler jeder Gewalt. Napoleon ließ ihn auf der Stelle vor und sagte: Qu'on le fasse entrer, avec celui-là on peut s'entendre, il sait au moins sa théologie; peut-être trouvera-t-il un moyen de ramener les esprits à notre opinion!

Und Duvoisin, früher einer der Abgesandten nach Savona, Mitglied der Commission, versprach ihm auch wirklich dieselbe schon dahin zu stimmen, daß alles wieder auf jene Grundlagen von Savona (S. 280) zurückgeführt werde, welches ihm auch durch seine Ueberredungskünste gelang, aber schon den Tag nachher von der Mehrheit wieder zurückgenommen worden ist. (Lyonnet.)

1) Je saurai bien me passer, Mr. le cardinal, de vos evèques; dites leur que je n'en veux plus entendre parler d'eux, ce sont des entêtés, des ignorants, des hommes qni ne se comprennent pas; à part Duvoisin et quelques autres qui sont pour moi, où sont leurs Théologiens? moi, Soldat, enfant des bivouacs et des camps, j'en sais autant qu'eux, plus qu'eux!

ferner auf ihn bauen könne? Faesch gab zu, den Papst zur Nachgiebigkeit ermahnt zu haben, er würde es jetzt auch noch thun, aber seitdem der Papst seine und seiner Collegen Gründe verworfen, so sei es nicht an ihm, sich seinem Willen zu widersetzen und faßte die Sache von der militärischen Seite auf, „wenn ein Oberster den Befehlen seines Feldherrn entgegen„handelte, was würde aus der Disziplin werden? Aber Napoleon glaubte nach seiner Gewohnheit alle Gründe mit Gewalt schon beseitigen zu können, löste noch am gleichen Tage das Conzilium auf (10. Juli 1811) und ließ, um die Väter einzuschüchtern, drei der muthigsten Widersacher bei Nacht aufheben und in die Gefängnisse von Vincennes abführen und dann die übrigen durch den gewandten Maury und seinen Cultusminister durch alle ersinnlichen Künste, Drohungen, Versprechungen einzeln bearbeiten, um sie zur Unterzeichnung seiner gewünschten Dekrete einzuladen. Allein Faesch bewies gerade jetzt, wo es sich darum handelte die Zahl der Märtyrer der Kirche zu vermehren, den meisten Muth; er unterzeichnete nicht, obwohl nach langem Weigern von 102 zuletzt nur 22 sich dessen entzogen und gab dem Minister, der ihn aufforderte das Conzilium zu versammeln, unerschrocken zur Antwort: Das Conzil kann nichts gewähren, wenn statt Freiheit der Verhandlungen nur die Gewalt herrscht" und verwendete sich lebhaft um Befreiung der Gefangenen[1]) und als der Minister die Bischöfe in Form eines geheimen Comité in seinem Hotel versammelte, um eine Sitzung vorzubereiten und ihn um seinen Vorsitz ersuchte, erschien er nicht und übernahm erst dann denselben wieder in feierlicher Sitzung (5. August 1811), als endlich alle Anwesenden außer 5 ihre Zustimmung gegeben hatten, jedoch mit dem Vorbehalt der Genehmigung des Papstes, welche eine große Deputation von 13 Bischöfen und Cardinälen demselben nach Savona überbringen sollte, nebst einem von 85 Bischöfen un-

1) Worunter der Bischof von Gent, sein besonderer Freund, war.

terschriebenen Briefe, worin er dringend ersucht wurde, um dem traurigen provisorischen Zustand so vieler Kirchen ein Ende zu machen, sich in die Gewalt der Umstände fügen zu wollen, worauf Napoleon ohne die Antwort abzuwarten, die Bischöfe in ihre Diöcesen zurückreisen ließ. Faesch unterschrieb auch dieses nicht, sondern empfahl dem Papste in einem besondern vertraulichen Schreiben die möglichste Nachgiebigkeit und Zuvorkommenheit, indem er ihn darauf aufmerksam machte, man spreche jetzt mehr als je von einer gänzlichen Trennung der französischen Kirche von dem päpstlichen Stuhle und er möchte lieber jedes Opfer bringen als es bis zu diesem größten aller Uebel kommen zu lassen. Der Papst beantwortete Faeschs Brief mit vielen Lobsprüchen für sein Betragen, seinen Eifer, seine Ergebenheit für den römischen Stuhl, aber zeigte wenige Geneigtheit den Bitten der Deputation nachzugeben, so daß dieselbe Monate lang darauf verwendete und wieder zu allen Mitteln der Ueberredung und Drohung schreiten mußte, um ihn endlich zur Unterzeichnung der Conzilien-Dekrete zu bewegen, die nicht anders lauteten, als was von ihm selbst bereits mündlich zugesagt worden war. Aber unbegreiflicher Weise nahm jetzt Napoleon in einer neuen Anwandlung von Uebermuth nicht einmal die geringste Kenntniß von jener Bestätigung des Papstes, machte dieselbe auch nirgends bekannt, that dergleichen als ob die Beschlüsse seines s. g. Conziliums an sich schon vollendete Thatsachen wären, wenn schon dieselben ohne Zustimmung des Papstes keine Gültigkeit haben — nahm also diese Zustimmung gar nicht an; wodurch also der Papst wieder freie Hand erhielt — ließ selbst nicht einmal die Conzilienbeschlüsse in einer Schlußsitzung feierlich proklamiren, wie es sonst Brauch und Recht ist — sondern wollte im Gegentheil recht deutlich beweisen, daß er auch in geistlichen Angelegenheiten um das Gutfinden der Geistlichen nicht das Mindeste sich bekümmern werde, sondern daß in seinem Reiche alles einzig und allein von ihm selbst auszugehen habe. Vielleicht war auch der lange Wider-

stand des Papstes, der ihn gewaltig gegen denselben erbitterte, eine der Ursachen dieser Handlungsweise gewesen, weßhalb er ihm auch die verheißene Freiheit nicht wieder gab, die er doch bei der Annahme der päpstlichen Erklärung hätte nothwendig gewähren sollen. Diese treulose Nichterfüllung des gegebenen Versprechens fiel aber jetzt allen Vätern des Conziliums, deren Unterschrift man nur unter dieser Bedingung erhalten, — fiel besonders den schlauen Unterhändlern, die so oft und so lange den Papst mit dergleichen und ähnlichen Verheißungen, vielleicht in gutem Glauben, bestürmt hatten, doppelt schwer; sie sahen sich auch in der Erwartung von den großen Belohnungen, die ihnen Napoleon für ihre viele Mühe gewähren würde und die gänzlich ausblieben, bitter getäuscht. Der Papst blieb nach wie vor in Savona, außer jeder Berührung mit der Außenwelt und strenge, wie ein Gefangener, auf allen seinen Schritten bewacht.

Faesch ahndete nichts Gutes von dieser Härte und Hinterlist, von diesem Frevel an der Kirche selbst, wie er die Sache ansah. Er fürchtete den Zorn des Höchsten gegen sein eigenes Haus und besprach sich oft darüber mit seiner Schwester und beschwur sie bei jedem Anlasse den Kaiser dahin zu vermögen, der Sache doch einmal ein Ende zu machen, wenn nicht ihre ganze Dynastie unfehlbar ihrem Ende entgegen gehen solle.

„Er geht zu weit, so klagte er immerfort, er führt sich „selbst in's Verderben, er reißt uns alle mit, er ist deßhalb „so hoch gestiegen, weil er die Religion (die römische Kirche) „wieder hergestellt, aber er zerstört sein eigenes Werk, es kann „nicht anders sein, es muß ihm übel gehen!"

Aber Alles, was er mit seinen Warnungen erlangte, war eine immer größere Abneigung des Kaisers gegen seine Gegenwart, während er ihn sonst immer in seiner Nähe haben wollte — und eine gänzliche Nichtachtung seiner Rathschläge und Empfehlungen, mit denen Faesch zur Zeit seines Einflusses immer freigebig gewesen und wenigstens immer angehört worden war. Am allerempfindlichsten kränkte ihn aber Napoleon durch die Aufhebung

sämmtlicher untern Seminarien oder Vorbereitungsschulen für den geistlichen Stand in ganz Frankreich, deren Gebäude alle miteinander (15. Oktober 1811) versiegelt wurden, worauf man die Seminaristen nöthigte, die gewöhnlichen Schulen der Universität zu besuchen, bis sie fähig sein würden, entweder der Conscription zu folgen, oder die höhern Seminarien (die eigentlichen Schulen der Theologie), deren Zöglinge schon als angehende Geistliche betrachtet wurden, beziehen zu können. Dieß war der härteste Schlag für Faesch, dem seine Seminarien ganz besonders am Herzen lagen, so daß Napoleon ihm zur guten Zeit oft vorwarf, er träume von nichts Anderm — der schon so viel für sie gearbeitet und für die er aus eigenen Mitteln fortwährend so viel gethan hatte. Er wendete sich an Jeden beim Hofe, bei dem er irgend einen Einfluß beim Kaiser muthmaßte, er wendete sich selbst an die junge Kaiserin, die er ganz für die Beibehaltung seiner Schulen einnahm — aber es war Alles umsonst, selbst für die Bitten seiner Gemahlin, der er sonst nichts abschlug, hatte Napoleon in dergleichen Angelegenheiten niemals ein Gehör. Faesch mußte bedeutende Opfer aus dem Seinigen bringen, um nur seine eigenen Lehrer für 1200 Schüler aus seinem Bisthume vor Mangel zu schützen und Anstalten zu treffen, seine bisherigen Zöglinge so viel möglich bei einander wohnen zu lassen, um sie besser ihrer künftigen Bestimmung gemäß zu erziehen, indem ihm Alles daran lag sie von dem verderblichen voltairischen Einflusse ferne zu halten, mit dem damals nach seiner Meinung der größere Theil der Jugend angesteckt war.

Unterdessen bereitete sich alles auf den Feldzug gegen Rußland vor und man sprach von nichts anderm, als von den Ausrüstungen für das neue Heer, dem größten was seit den Zeiten der Völkerwanderung in Bewegung gesetzt worden ist. Faesch, der deswegen und wegen seiner Rathschläge schon lange für seine Anliegen kein Gehör mehr gefunden, wagte es noch einmal den letzten entscheidenden Schritt bei seinem Neffen zu

thun und ihm eindringlich vorzustellen, er könne und dürfe sich bei diesem neuen Kriege kein Glück versprechen, wenn er sich nicht vorher mit der Kirche wieder ausgesöhnt habe, wenn er nicht noch jetzt nachgebe. Er wies ihm aus der Geschichte die Beispiele der Nemesis aller derer nach, die auf seinen Wegen gewandelt haben. Der Erfolg war — Verbannung Faeschs in seine Diöcese bei Androhung der schärfsten Strafe, wenn er nicht binnen 8 Tagen dort eintreffe und sich ohne Befehl des Kaisers aus derselben entfernen werde. [1])

Faesch nahm diese Strafe trotzig auf. „Wenn dieß ein Exil bedeuten soll, äußerte er sich, so irrt sich E. M. sehr, ein Bischof ist niemals im Exil, wenn er bei seiner Heerde verweilt. Wenn ich mich von derselben entfernte, so geschah es gegen meinen Willen und zu Eurem Dienst. Vor, während und nach meiner Gesandtschaft in Rom habe ich es immer als Gnade begehrt, in meiner Diöcese zu bleiben und seither habe ich nie aufgehört, dieses Begehren zu erneuern." Nun gut, erwiederte der Kaiser, euere Wünsche sollen heute noch in Erfüllung gehen, in 3 Tagen will ich euch schon auf dem Wege sehen. Und wie der Cardinal heim kam, fand er schon den schriftlichen Befehl dazu und am 20. März 1812 traf er wirklich in Lyon ein. Alles wußte, daß er in Ungnade gefallen sei; allein noch bezeugten ihm alle Behörden in der Ungewißheit, wie lange solche dauern werde, als einem kaiserlichen Prinzen die hergebrachte Huldigung und Ehrfurcht. Nur die Polizei trug ihr Haupt etwas höher als zuvor und mischte sich in

---

1) Allez, prophète de malheur, je n'ai pas besoin de vos leçons, retournez dans votre diocese, vous n'en sortirez pas avant que je vous le mande. (Lyonnet.) Nach einem andern Berichte, (abgedruckt in einer Lebensscizze Faeschs in der allgemeinen Zeitung No. 178 von 1839) soll ihn Napoleon um jene Zeian ein Fenster geführt und gefragt haben: Sehen Sie jenen Stern, mein Oheim? worauf Faesch ganz verwundert antwortete: er sehe nichts. — „Ich aber sehe ihn, sagte der immer mehr sich täuschende Napoleon — und so lange ich ihn sehen werde, wird Frankreich groß und glücklich sein und ich brauche Ihre Rathschläge nicht!"

viele geistliche Angelegenheiten, welches sie früher nicht würde gewagt haben. Allein Faesch wußte sein Ansehen aufrecht zu erhalten, so viel bei gegebenen Umständen möglich war. Desto mehrere Besorgnisse gewährte ihm der Beschluß wegen Aufhebung der untern Seminarien, der immer schonungsloser ausgeführt wurde. Aus übertriebener Besorgniß, bald keine Priester mehr zu bekommen, weil die Conscription die jüngern Leute schon vorher dem geistlichen Stande wegnahm, ehe sie nur in das Hauptseminar eingetreten waren, verfiel er daher auf den mißlichen Ausweg, einer Menge unreifer Subjecte jetzt schon die Priesterweihe zu ertheilen, in guter Meinung für die Zukunft zu sorgen, aber zu großem Schaden seiner Diöcese, der noch lange nachher fühlbar geworden ist. [1]) Im übrigen weihte er derselben und seinen Schulen eine unglaubliche Thätigkeit, er sorgte für Anstellung und Erhaltung von guten Lehrern, besuchte sie oft, besuchte auch aufs neue sämmtliche Ortschaften, firmte, theilte die Communion aus, so daß er während 3—4 Wochen fast jeden Tag von 7 Uhr Morgens bis 3 Uhr Abends in einem fort, ohne aufzuhören, in Bewegung war und seine jüngern Begleiter neben ihm vor Ermüdung umsanken, wohnte allen Processionen bei, sang selbst 4—5 Stunden an einem fort, bis daß endlich die Natur zuletzt müde ward, einem sonst so unverwüstlichen Charakter länger dienen zu wollen, und er sich genöthigt sah zu seiner Erholung die (in seiner damaligen Diöcese gelegenen) Bäder zu Aix les bains zu besuchen, wo auch seine Schwester sich aufhielt, um daselbst zu neuen Anstrengungen neue Kräfte sammeln zu können.

---

1) Als man ihm hierüber Vorstellungen machte, daß manche Pfarrstellen auf diese Weise von Untauglichen besorgt werden würden — erwiederte er, es sei immer besser als sie gar nicht zu besetzen und verwaisen zu lassen. „Compelle intrare, sagte er, ut impleatur domus mea (Luk. 14, 23: nöthige sie herein zu kommen, damit mein Haus voll werde) — es ist besser, den Weinberg des Herrn mit Eseln zu bauen als ihn gar nicht zu bauen" — wodurch freilich, meint einer seiner Beurtheiler, die Diöcese von Lyon nicht mit Kirchenlehrern überfüllt worden ist.

Allein mittlerweile war ein neues Ungewitter von Seite seines Neffen über der Kirche ausgebrochen, und zwar in einer Größe, wie er ihn selbst dessen nicht fähig geglaubt hatte. Napoleon wollte in dem langen Sträuben des Papstes vor der Unterzeichnung seiner Dekrete nur Vorboten eines geheimen Wirkens gegen seine Plane und von künftiger Zurücknahme bei gelegener Zeit ersehen, denen nach seiner Meinung für immer vorgebeugt werden müßte. Er nährte auch zugleich die Hoffnung, dem Papste, wenn er gänzlich mürbe gemacht sei, ein förmliches Concordat abdringen zu können, das er als eine Sicherung für alle Zukunft ansah. Dazu bedurfte es aber einer noch größern Abschließung von jeder Verbindung mit Rom, und zwar an einem Orte wo er unter unmittelbarer Aufsicht seiner furchtbaren Polizeigewalt war. Man wartete aber absichtlich mit diesen Maßregeln ab, bis Napoleon bereits in Feindes Land allen Vorstellungen ganz unzugänglich seyn werde und zu gleicher Zeit (Ende Juni 1812) als er sich anschickte den Niemen zu überschreiten und in Rußland einzufallen, wurde der abgezehrte 70 Jahre alte kränkliche Papst, der nur durch eine durchaus geregelte und diätetische Weise sein Dasein fortsetzen konnte, auf einmal plötzlich aufgehoben, in eine Kutsche eingeschlossen und während 4 Tagen und 5 Nächten ohne ihm die mindeste Ruhe zu gönnen,[1]) ohne daß er während der ganzen Dauer der Reise auch nur für einen einzigen Augenblick (außer auf dem Mont Cenis) seine Kutsche hätte verlassen dürfen, nach dem Schlosse von Fontainebleau geschleppt und daselbst als Gefangener behandelt, wo er nachher einer mehrwöchentlichen Krankheit fast unterlegen ist und jahrelang davon unwohl blieb. Während der ersten 6 Monate seines Aufenthalts wurden erst noch dem kranken Manne von den in Napoleons unbedingtem

---

1) Als daß des Nachts die Kutsche in einer Scheune eingeschlossen wurde, während welcher Zeit seine Begleiter sich gütlich thaten.

Interesse stehenden Geistlichen, die ihn allein besuchen durften, unaufhörlich zugesetzt, daß er von sich aus freiwillige Anerbietungen machen solle, um dem betrübten provisorischen Zustande der Kirche ein Ende zu machen. Allein der Papst, der sich schon längst an den Gedanken gewöhnt hatte wie sein Vorgänger Pius VI. ein Märtyrer zu werden, ließ sich von freien Stücken auf gar nichts ein und bereitete sich blos auf seine endliche Auflösung. Alles was man durch diese barbarische und zugleich unkluge Behandlung erreichte, war ein Grund mehr, das durch Conscription und immer steigende Abgaben höchst unzufriedene Volk noch mehr zu erbittern, sobald es davon Kenntniß erhielt — wozu Priester und Frauen alles mögliche beitrugen — so daß also der Eindruck den Napoleon davon erwartete, völlig verfehlt ward. Auch Faesch, sobald er davon Nachricht bekam, konnte sich nicht enthalten, seine Gefühle sogleich laut werden zn lassen, und seine gewöhnliche Vorsicht dießmal gänzlich hintansetzend, richtete er unverzüglich an den Papst ein ehrfurchtsvolles Schreiben des tiefsten Beileides, worin seine Betrübniß über die Verblendung seines Neffen und die Hoffnung, daß er davon noch zurückkehren werde, sich ausgedrückt fanden. Allein der Brief wurde von der wachsamen Polizei aufgefangen, und so wie mehrere seiner mündlichen Aeußerungen dem Kaiser selbst hinterbracht, der sich damals im höchsten Siegestaumel in Smolensk aufhielt. Augenblicklich ließ ihm dieser melden, (26. August 1812) daß wenn er sich noch einmal unterstehen werde, mit dem Papste in Briefwechsel zu treten, er in das furchtbare Staatsgefängniß von Fenestrelles abgeführt werden würde, einer verfallenen Bergfeste in den höchsten Alpen, wo der Winter 9 Monate anhält und wo schon Card. Pacca und die meisten der mißvergnügten Geistlichen in harter Gefangenschaft in halb zerstörten Kammern ihre Zeit mit Mäusen und Ratten zubrachten und sich kaum der Kälte erwehren konnten. Einstweilen nahm ihm der Kaiser zur Strafe die Hälfte der 150,000 Gulden, die er als

geistlicher Coadjutor des Fürstprimas[1]) von den Rheinzöllen zu beziehen hatte.

Dieses war nun freilich mehr als Faesch je erwarten mochte. Seine Finanzen stunden gerade in den mißlichsten Umständen, er hatte eine Menge Verpflichtungen übernommen, zu denen seine gewöhnlichen Einkünfte längst nicht mehr hinreichten und er hatte immer bereits über mehr als ein Jahr seiner Einkünfte zum Voraus verfügt. Er war mit keinem Zuwachs derselben jemals reicher geworden, sondern jede neue Zulage hatte nur immer seine Bedürfnisse vermehrt; dazu kam, daß der Kaiser von ihm wie von allen andern Gliedern seiner Familie und seinen Großen gebieterisch einen angemessenen Aufwand verlangte, indem ihm dieses das beste Mittel schien, sie immer in Abhängigkeit von ihm zu erhalten, und zugleich um das Publikum, das von diesem Aufwand zu leben hatte, für die Dynastie selbst zu gewinnen. So hatte Faesch sein prächtiges Hotel in der rue Montblanc zu Paris und das Archevèché von Lyon von Grund aus neu bauen müssen; er war genöthigt dort unaufhörlich Besuche von Prinzen der Familie, von Cardinälen, Marschällen, Gesandten, Bischöfen, von Empfohlenen aller Art zu empfangen und glänzend zu bewirthen; eine Post löste die andere ab — an Hoftagen mußte er selbst glänzende Feste geben — und hiebei durfte nichts gespart werden — während er für sich selbst sehr sparsam, ja selbst geizig war. Er war genöthigt eine zahlreiche Dienerschaft, kostbare Equipagen, 20—30 Pferde zu halten, war mit Bittstellern, die sich in allen möglichen Anliegen an ihn wandten, von armen Künstlern, von Gemäldeverkäufern beständig umlagert; er leistete reichliche Zuschüsse an eine Menge Neu- oder Erneuerungsbauten in seiner Diöcese, zu denen er die Gläubigen und Gemeinden anregte; ferners that er viel für seine Vaterstadt Ajaccio; er verwendete mehrere 100,000 Frcs. zum Ankauf und Ausbesserung

1) Die Anwartschaft auf die Länder desselben hatte er schon vor 2 Jahren verloren (siehe S. 284).

der Karthause bei Lyon, die er zu einer großen Missionsanstalt bestimmte; er baute auf eigene Kosten drei Seminare, er stund in einer Menge Verpflichtungen von regelmäßigen Almosen, Stipendien, Beisteuern, Prämien für seine Schulen, er vermehrte immerfort seine Kunstgallerie und Bibliothek, so daß dieses Alles zusammen genommen seine 500000 Fr. Einnahmen weit überschritt und er immer auf Abschlag bei seiner geizigen Schwester zu borgen genöthigt war. Als aber diese nicht mehr borgen wollte und er gerade nicht wußte, woher 250000 Fr. aufzutreiben, um nur die dringendsten Schulden decken zu können, wurden ihm auf einmal obendrein noch jene 75000 Gulden, (über 150000 Fr.), auf die er sicher gehofft, entzogen, so daß er genöthigt war in größtem Geheimnisse sein überflüssiges Silberzeug, Diamanten, Dosen und andere Geschenke bei seiner Nichte, der Königin von Westphalen, verpfänden zu müssen, um nur einigermaßen mit Ehren bestehen zu können.

Faesch wußte indessen seine Verlegenheiten und übrigen Gefühle vor den Augen der Menge gut zu verbergen und gab gerade zu der Zeit, als er zu Cassel Geld aufnahm und ehe es noch da war, der ganzen Notabilität von Lyon ein glänzendes Fest zu Ehren des Einzugs in Moskau. Deßgleichen beeiferte er sich auch, um seine Unterwürfigkeit zu bezeugen, gleich nach jeder gewonnenen Schlacht in allen Kirchen seines Sprengels ein Tedeum anstimmen und mit allen Glocken läuten zu lassen.

Wenn er hierin mehr würde gethan haben, als andere seiner Collegen, so hätte ihm solches nach der erhaltenen herben Lektion und als Oheim des Kaisers keineswegs als Charakterschwäche ausgelegt werden dürfen. Aber er hielt sich auch in diesen nähern Verhältnissen dennoch blos in den Schranken eines Geistlichen, der nach dem Gebote der Kirche darüber zu wachen hat, daß demjenigen, dem die Gewalt anvertraut ist, auch die gebührende Ehrfurcht von dem Volke dargebracht werde. Im Gegentheil wußte er sich vor den meisten seiner Collegen in den Hirtenbriefen bei Gelegenheit dieser Siegesberichte durch würdige, bescheidene und zurückhaltende Sprache auszuzeichnen,

während gar viele sich nicht nur in die Nothwendigkeit fügten, sondern weit über Nothwendigkeit empörend kriecherische Redensarten pflegten einfließen zu lassen. Auch wies er mit Entschiedenheit die Zumuthung des Cultusministers zurück, der alle Bischöfe aufforderte die Bulletins der großen Armee in den Kirchen ablesen zu lassen und dafür zu sorgen, daß durch Predigten der Eifer für den ungerechten Kampf noch mehr angefeuert werde. Er schrieb zurück: „der Styl des Bulletins „eigne sich zwar wohl für das Lager, aber nicht für die Kirche, „deren Reich nicht als dasjenige dieser Welt anzusehen sei," worauf diese Zumuthung nicht wieder erneuert worden ist.

Hingegen glaubte er es seiner Stellung gemäß, als er durch den Moniteur die Rückkunft Napoleons in Paris (19. Dezember 1812) aus dem traurigen Feldzuge von Rußland erfahren hatte, den Augenblick ergreifen zu müssen, um dem, wie er glaubte, jetzt hinreichend gedemüthigten Neffen wieder Räthe des Friedens beibringen zu sollen. Er schrieb auf der Stelle an den Kaiser und drückte ihm nach Ertheilung vieler verdienten Lobsprüche auf seine Thaten und unter Bedauern seines Mißgeschickes auf würdige Weise seine Meinung darüber aus, daß alles dieses davon herrühre, daß er gegen die Kirche zu weit gegangen sei und er sich an deren Oberhaupte schwer versündigt und daß er, wenn er ferneres Glück genießen wolle, nichts Eiligeres zu thun habe, als sogleich sein Unrecht wieder gut zu machen, die Kirche wieder in seinen frühern Zustand zurückzuversetzen und dem Papste seine Freiheit wieder zu geben. Napoleon, dem jetzt alles daran gelegen war die Gemüther für sich zu gewinnen und welcher also auch diese Angelegenheit nicht unerledigt lassen durfte, antwortete Faesch wider Erwarten ganz höflich, entsprach aber seinen Wünschen auf eine ihm eigene Weise, indem er gleich darauf selbst mit der Kaiserin den Papst mit einem Besuche überraschte, wobei er in der Verstellung so weit ging, den auf das tiefste gekränkten Gefangenen mit einer Umarmung und vielen Küssen zu bewillkommen, als

wenn gar nie etwas vorgefallen wäre und als wenn zwischen Beiden immer eine ununterbrochene Freundschaft fortbestanden hätte. Er gedachte dadurch die Sache schnell zu einem gewünschten Abschlusse zu bringen, der ein für allemal ihn von dieser Seite her beruhigen, dennoch seinen frühern Ansprüchen nichts vergeben und ihm in den Augen der Menge den Ruhm eines geschickten Unterhändlers und Besiegers aller Schwierigkeiten zuwege bringen werde. Zu diesem Ende wurde von Napoleon, der oft selbst nach Fontainebleau kam, keines der bisher gebrauchten Mittel, Drohungen, Versprechungen, Schmeicheleien, worin er immer ein Meister war, unversucht gelassen, um zuletzt einmal mit dem Papste, der bereits 6 Monate lang unaufhörlich in diesem Sinne bearbeitet worden war, in das Reine zu kommen. Endlich gelang es ihm mit der größten Mühe von dem bedrängten Manne vermittelst Ueberlistung die Unterschrift zu einem sogenannten „Conkordate" zu erpressen, das jedoch nichts als eine Wiederholung der längst bekannten, vom Conzilium dekretirten und vom Papste selbst zugegebenen, aber von Napoleon unkluger Weise wieder verschmähten Bedingungen von Savona (S. 280. 291) anzusehen war, wobei erst noch der Papst, ehe und bevor er seine Unterschrift leistete, den Vorbehalt machte, daß diese Uebereinkunft nur als eine vorläufige Grundlage fernerer Unterhandlungen und keinesweges als etwas Definitives von ihm angesehen werde, welches Napoleon, froh, vor der Hand nur so viel zu verlangen, auch zugestand. Allein kaum hatte er diese Unterschrift erhalten oder vielmehr erschlichen, so wurde von ihm auf der Stelle die vorläufige Uebereinkunft unter dem Titel eines förmlichen Conkordates als Staatsgesetz mit aller Emphase im Moniteur bekannt gemacht und befohlen in allen Kirchen, als sei damit ein mächtiger Sieg errungen, deßhalb ein Tedeum zu feiern — und damit alles Volk jetzt glaube, das Oberhaupt der Kirche sei wieder frei, wurden die überall zerstreuten Cardinäle ihrer Gefängnisse erledigt oder aus ihren Verbannungsorten herbeigeholt und so wie Faesch eingeladen nach Fontaine-

bleau zu gehen, um dem Papste ihre Glückwünsche für die Erfüllung seiner eigenen Wünsche — denn so wollte Napoleon sein Conkordat verstanden haben — persönlich darzubringen und dadurch dem Conkordate die höchste Sanktion zu geben.

Allein Napoleon hatte gerade hierin, trotz seiner angewandten List und Schlauheit dennoch nichts gewonnen, sondern (wie oft zuvor erwähnt) das Wesen des Papstthums gänzlich verkannt. Der Papst war durch die vorläufige Uebereinkunft unter Vorbehalt der künftigen Unterhandlungen, die er nur in Beisein seiner Räthe vornehmen wollte und nach seinem Gewissen auch nur durfte, an nichts gebunden und besonders schon dadurch nicht, weil Napoleon selbst durch voreilige Bekanntmachung einer bloß voreiligen Uebereinkunft die getroffene Verabredung gröblich verletzt hatte. Pius bereute es daher auf der Stelle, daß er sich durch seine Unterschrift zu einem seiner kirchlichen Stellung unwürdigen Schritte habe hinreißen lassen und wartete nur die verheißene Ankunft seiner Rathgeber ab, um ihnen die Frage zum Entscheid vorzulegen, ob dasjenige, was er außer ihrem Beisein gethan, auch wirklich dem Wohle der Kirche förderlich gewesen und was nunmehr zu thun sei. Als sie kamen, konnte der Entscheid nicht zweifelhaft ausfallen, obgleich sie sämmtlich voraussahen, welch furchtbares Schicksal ihrer nunmehr warten werde. Sie sprachen sich fast einmüthig gegen die Uebereinkunft aus, obgleich Pius, strenge beobachtet, nie mehrere zugleich sprechen konnte und nur schriftlich mit ihnen über die Sache selbst zu verkehren im Stande gewesen war. So hatte also Napoleon, der durch seine Klugheit ein Wunderwerk glaubte ausgerichtet zu haben, fast Niemanden als sich selbst getäuscht. Denn sämmtliche Anhänger der römischen Curie und so auch Faesch (obgleich seiner Stellung nach nicht vom Papste um Rath befragt), sahen nur allzuwohl ein, daß es nichts weniger als „Wünsche" des Papstes waren, denen Napoleon durch sein sogenanntes Conkordat „nachgegeben" habe, sondern im Gegentheil abgedrungene For-

derungen des Kaisers selbst, wodurch der wahre Friede nicht herzustellen sei. Napoleons Oheim nannte es daher nicht einmal einen Frieden, sondern blos einen Waffenstillstand, welchem zuliebe die Kirche große Opfer gebracht habe und bezeugte, besonders da der Kaiser auf seine Aufforderung der Kirche das ihrige wieder zu geben, so äußerst wenig gethan hatte, keine Freude darüber, beeilte sich auch gar nicht, vor seinem Neffen zu erscheinen, und als er endlich erschien, zeigte er auch dort nichts weniger als Merkmale seiner Zufriedenheit, sondern bewies im Gegentheile nur eine große Zurückhaltung.

Das Gleiche beobachtete er auch bei der s. g. Glückwünschungsscene bei dem Papste selbst, den er so wenig als die andern dazu eingeladenen Cardinäle unbeachtet sprechen konnte, welche Audienz daher ganz bedeutungslos ausgefallen ist. Dagegen fing er nunmehr an, heimlich mit etlichen Cardinälen und durch sie mit dem Papste einen lebhaften Briefwechsel zu führen, denn ihm ahndete immer mehr, wie sehr ein näherer Anschluß an die Kirche bei bevorstehendem Unglücke ihm bald würde von Nöthen sein. Doch war er jetzt vorsichtig genug sich dazu dritter Personen zu bedienen, damit nirgendswo seine Handschrift und Unterschrift mehr zu sehen war. Dieses schien auch um so nothwendiger, weil in kurzem die Erneuerung der vorigen Scenen zu befürchten stand. Denn bereits zwei Monate nach geleisteter Unterschrift sandte Pius am 24. März 1813 eigenhändig an Napoleon eine Erklärung ein, „worin er seine „Reue aussprach, gegen sein Gewissen gehandelt und jene Ueber„einkunft unterschrieben zu haben, — er könne dieselbe durchaus „nicht als ein Conkordat ansehen, indem Napoleon, wie erwähnt, „gegen die gegenseitige Verabredung gehandelt und sie als etwas „Definitives bekannt gemacht habe, — er widerrufe daher das Ge„schehene in allen Theilen, werde sich jedoch, wie er versprochen, „zu neuen Unterhandlungen geneigt zeigen, und wenn solches „nicht angenommen würde, sich gänzlich zum Märtyrerthum be„reit halten.“ Napoleon war in der ersten Aufwallung auch nahe

daran, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, ihm das Uebergewicht seiner Macht fühlen und etliche Köpfe abschlagen zu lassen, worauf aber ein Minister ihn davon abmahnte und ihm den alten Rath wiederholte, daß er sich selbst zum Haupte der Kirche erklären solle, um endlich einmal der endlosen Sache ein Ende zu machen. Allein Napoleon wollte dieses abermals nicht und überdieß schien der Augenblick — indem die Feinde von allen Seiten in Deutschland vordrangen und bereits drei neue französische Departements von ihnen besetzt waren und das neugebildete Heer mit Ungeduld seinen Führer erwartete, — durchaus nicht geeignet, um sich in dergleichen zeitraubende Angelegenheiten einlassen zu dürfen.

Er verschob daher die Rache auf gelegenere Zeit, ließ vor dem Volke gar nicht merken, was vorgefallen, befahl das Concordat schleunigst in Vollziehung zu setzen, empfahl seiner Polizei auf diejenigen zu wachen und zur Strafe zu ziehen, welche sich demselben widersetzen würden und begnügte sich einstweilen den Papst und seine Cardinale, von denen man wieder einen Theil von ihm trennte, wieder als Gefangene zu behandeln, jedoch dießmal klüglich auf eine Weise, daß alle unnöthige Härte, welche das Volk aufreizen mochte, vermieden blieb.

Nachdem der Kaiser zum Heere abgereist war, zog sich Faesch sogleich wieder in seine Diöcese zurück, tief betrübt und mit düstern Ahndungen für die Zukunft. Den erneuerten Zumuthungen an die Geistlichkeit, daß sie durch Predigten und auf andere Weise den immer gesteigerten Anforderungen von Conscription u. s. w. bei dem Volke mehr Eingang verschaffen solle, wußte er mit Kraft und Entschiedenheit zu begegnen; er fuhr aber fort die neuen Siege mit Tedeums feiern zu lassen. Mit erneuerter Thätigkeit wiederholte er seine Rundreisen, auf deren einer (im Frühlinge) er 50000, einer andern (im Herbste) er 70000 Personen die Firmung ertheilt hat. Wo er nur irgend etwas der Kirchenzucht zuwiderlaufendes entdeckte, so wurde solches von ihm augenblicklich geahndet und Abhülfe versucht, wie er denn

um diese Zeit einen besondern Beweis äußerster Strenge darin gab, daß er wegen einer Regelwidrigkeit in Dispenssachen sich veranlaßt fand seine ganze Offizialität zu kassiren und eine neue zusammen zu berufen.

Zum erstenmal bezog er auch in diesem Jahre einen Landsitz, von welchem aus er alle Geschäfte zu leiten fortfuhr, indem er die große von ihm gekaufte Carthause dazu einrichten ließ.

Indessen hatte Napoleon mit jedem neuen Siege dennoch immer nur Rückschritte gemacht und bereits stunden die Alliirten an den Gränzen des alten Frankreich. Immer kühner erhoben seine zahlreichen Feinde im Lande selbst, deren es namentlich in Lyon nicht wenige gab, ihr Haupt, und es verminderte sich die Furcht und Achtung, die man bisher für seine Befehle gehabt hatte. Auch auf die Glieder seiner Familie erstreckte sich dieser Haß und Geringschätzung und Faesch selbst mußte es immer deutlicher wahrnehmen, wie sehr sein eigenes hohes Ansehen mit demjenigen seines Neffen zusammenhing und mit ihm stieg und niederfiel. Schon durfte ein Dorfgeistlicher dem Cardinal, dem man früher nur mit Ehrfurcht und Zurückhaltung sich näherte — jetzt kathegorisch die Frage vorlegen, was er denn eigentlich von dem Kaiser halte, worauf ihm dieser zur Antwort ertheilte: „ich unterscheide zwei Personen im „Kaiser — niemals werde ich billigen, was er gegen die Kirche „gethan hat, aber immer werde ich in ihm noch meinen Ver„wandten lieben, so lang ich am Leben bin. Gott selbst hat „diese Bande geschaffen, er will, daß sie eine beständige Dauer „haben sollen.“ Noch weniger konnte aber Faesch die Stimmung der Royalisten in Lyon gefallen, die schon seit längerer Zeit sich von ihm zurückzogen und auch bereits als künftige Herren im Lande zu betrachten anfingen. Dieses alles bewog ihn, als schon die zwei ersten Städte des Reichs bedroht waren, am 4. Februar 1814 sich von Lyon in das von ihm hergestellte abgelegene Frauenkloster Pradines zurückzuziehen. Aber gerade diese Abgeschiedenheit hätte ihm fast zum besondern Ver-

derben gereicht, indem im März ein österreichischer Parteigänger mit einer Abtheilung Cavallerie durch einen kühnen Nachtmarsch ihn beinahe dort aufgehoben hätte, weil er bei den Unterhandlungen mit seinem Neffen als Geißel dienen sollte. Allein der Plan, obgleich gut ausgedacht, mißlang. Denn Faesch wußte noch zu rechter Zeit nach Lyon zu entfliehen[1]) und übrigens würde Napoleon zu Gunsten eines in Ungnade gefallenen Verwandten in keiner einzigen seiner Forderungen nachgegeben haben. Aus Verdruß über das Mißlingen ihres Vorhabens fielen die Oesterreicher über die zu Pradines stehenden Equipagen und 12—14 der schönsten Pferde und anderes Eigenthum des Cardinals her, und machte daraus gute Beute, in die sich der Generalstab getheilt hat.

Faesch traf bei seiner Ankunft in Lyon alles in äußerster Verwirrung. Die Royalisten freuten sich über die Annäherung der Alliirten, und auch die übrigen Einwohner, selbst die von Napoleon eingesetzten Behörden, waren trotz den Aufforderungen Faeschs, Vertheidigungsanstalten zu treffen, nichts weniger als geneigt, um der napoleonischen Dynastie willen auch nur das geringste Opfer zu bringen, oder ihre Aemter auf das Spiel zu setzen. Auch der dort kommandirende Marschall Augereau, den Napoleon nachwärts einen Verräther nannte,[1]) war der gleichen Ansicht. Faesch sah daher nur allzuwohl ein, daß hier keine weitere Zeit zu verlieren sei, um nicht abermals der Gefahr des Gefangennehmens ausgesetzt zu werden und beschloß sich nach Montpellier zurückzuziehen, um dort den weitern Erfolg der Dinge abzuwarten. Er reiste indessen mit aller möglichen Oeffentlichkeit und Langsamkeit mit großem Ge-

---

1) Die Oesterreicher hatten schon von mehrern Seiten sich dem Kloster genähert, als es Faesch noch gelang sich unkenntlich zu machen und mit einem Bedienten ohne Livree schnell zwei Pferde zu besteigen und auf Umwegen Lyon zu erreichen.

2) Als ihn Faesch damals fragte wie die Sachen stünden, gab er zur Antwort: Nur auf einem Bein, ich habe kaum 10000 Mann gegen 80000, die gegen mich im Anmarsch sind, man kann auf gar nichts zählen.

folge dahin ab und ging den ganzen Weg durch Lyon zu Fuß, um keinerlei Furcht merken zu lassen,[1]) worauf bald nachher Lyon den Alliirten übergeben worden ist (21. Merz 1814). Indessen kaum zu Montpellier angekommen, so langte schon der Bericht an, daß auch Paris in die Hände der Alliirten gefallen sei (31. März) und sich die kaiserliche Familie in Blois befinde, worauf Fesch sogleich dahin eilte, aber zwei seiner mitgenommenen Generalvikare nach Lyon zurücksandte, um dort für das Beste der Diöcese die geeigneten Maßregeln treffen zu lassen. Zu Vallencey, dem langjährigen Gefängnißorte Königs Ferdinand von Spanien angelangt, gedachte er lebhaft der vielen Wechselfälle, die er selbst schon in seinem Leben erfahren müssen, und fürchtete bereits, nun werde wohl das Uebel der Gefangenschaft, das er bisher noch nicht gekannt, endlich auch an ihn kommen. Allein so schlimm sollte es ihm nicht werden, er sollte die Früchte von dem zu genießen haben, was er in den Tagen des Glückes ausgesäet hatte.

Zu Orleans angekommen, traf er die kaiserliche Familie beieinander und erfuhr nunmehr alles, was geschehen war, wobei er mehreremale ausrief: „all dieses Unglück kommt von 4—5 Schmeichlern her, die den Kaiser über seine wahre Lage bethört haben.“ Indessen bezeugte er demselben, der jetzt zu Fontainebleau die Stelle des gefangenen und bei der Annäherung der Alliirten nach dem Süden transportirten Papstes einnahm, schriftlich sein Beileid, welches den gefallenen Mann sehr erfreut hat. Für sich selbst faßte er sogleich den Entschluß mit seiner Schwester dem Papste nach Rom nachzureisen und in Zukunft dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Vorher wollte er aber noch gerne sein Rechnungswesen in Ordnung bringen, indem ihm alles daran lag sich mit seinen Gläubigern ins Reine

1) Wobei er aber noch hören mußte, wie die Leute einander fragten: wo geht dann der Cardinal hin? und ein Royalist zur Antwort gab: S. Em. will Ihrem Neffen die letzte Oelung geben.

zu setzen, damit diese an ihm nichts verlieren sollten, weßhalb er einen seiner Sekretäre nach Lyon vorausgehen ließ. Er selbst erhielt für seine Reise von den Alliirten vollkommene Sicherheit. Sie ließen ihn auch ungestört von Pradines aus, und mehreremale in Lyon selbst, seine Angelegenheiten in Ordnung bringen und schützten ihn vor den Beleidigungen des wankelmüthigen Pöbels, der sich hier, wie im ganzen Süden in Masse auf die Seite der Sieger oder der Royalisten geschlagen hatte, (wie 10 Monate später wieder auf die Seite des Kaisers) und von welchem alle Augenblicke die größten Unordnungen gegen die Anhänger der gestürzten Dynastie zu befürchten waren. Ja der Pöbel ging so weit, das Domcapitel, welches sich lange sperrte, fast vor Faeschs Augen, förmlich zu zwingen, wegen dem Sturze des Kaisers ein Tedeum abzusingen, über welche Nachgiebigkeit Faesch dem Capitel die heftigsten Vorwürfe machte, da nur er, der Erzbischof, solches zu erlauben habe, worauf die Domherren noch höflich genug waren ihrem Oberhirten feierlich Abbitte zu leisten, und einer, dem die Vorwürfe von Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter zu nahe giengen, aus Kummer bald darauf verstorben ist. Am meisten Mühe machte es aber dem gewissenhaften Cardinal, daß er sich vor seiner Abreise außer Stande befand, seine Schulden, die sich noch auf 150000 Fr. beliefen, sogleich bezahlen zu können. Er wies die Leute einstweilen auf seine rückständigen Einkünfte an, allein die Bourbons, weit entfernt ihm solche auszubezahlen, hielten ihm dieselben ungerechter Weise zurück, obgleich Faesch in einem würdevollen Schreiben, das aber ohne alle Antwort blieb, sich deßhalb an Louis XVIII. gewandt hatte, und sie versiegelten überdieß sein sämmtliches Eigenthum. Selbst seine schöne Gemäldegallerie in Paris ward ihm nicht verabfolgt. Diejenige von Lyon brachte er hie und da in der Eile in den Kirchen dieser Stadt und bei einzelnen Landgeistlichen unter, wobei aber gar manches werthvolle Stück verloren ging, zum Theil mußte er aber solche eben-

falls im Pallaste zurücklassen. Ebenso benützte er die ihm kärglich zugemessene Zeit, um die Angelegenheiten seines Bisthums ganz auf die gleiche Weise zu ordnen, wie sonst bei andern längern Abwesenheiten geschehen war, indem er befahl über Alles ihm wöchentlich zweimal Bericht zu erstatten und Wichtigeres seiner eigenen Entscheidung vorzubehalten. Hierauf empfing er von dem österreichischen General Fürsten von Hessen-Homburg, der ihm seine Aufwartung machte, für ihn und seine Schwester selbst die Pässe und reiste hierauf am 27. April 1814 nach Italien ab, wo er mit dem auf seiner Rückkehr nach Rom begriffenen Papste Pius VII. in dessen Geburtsstadt Cesena, wo derselbe ausruhte, zusammentraf. Faesch beeilte sich ihm seine Huldigung darzubringen und ihn um die Erlaubniß zu bitten mit seiner Schwester in Rom leben zu dürfen. Pius empfing ihn sehr gnädig und erinnerte sich dankbar alles dessen, was er für ihn zu Grenoble und beim einflußreichen Eide des Conziliums und später geleistet, hieß ihn willkommen und befahl ihm überall die gehörige Ehre zu erweisen, als einem Manne, der sich um die Kirche wohl verdient gemacht habe. Auch bei seinem feierlichen Einzuge in Rom zeichnete er Faesch so aus, daß selbst etliche evviva für diesen laut wurden und sein Minister Pacca und viele Cardinale und sogar der Sekretär des französischen Gesandten ihm Besuche abstatteten, erlaubte ihm auch in allen Angelegenheiten sich bei ihm Rath erholen zu dürfen. Die gleiche Gewogenheit bezeugte er ihm auch in der Folge bei jedem Anlaße, unterhielt sich immer sehr vertraulich mit ihm, wies ihm auch später, als Faesch's Einkünfte aus Frankreich nicht fließen wollten, einen Jahresgehalt von 6000 Scudi an und behandelte ihn immer mit Achtung.

Faesch bezog nun zu Rom mit seiner Schwester den Pallast Falconieri, den er mit wenigen Unterbrechungen bis an das Ende seiner Tage nicht mehr verließ und führte, wie es auch bei seinen beschränkten Einkünften nicht anders sein konnte und weil keine Bittsteller ihn mehr beunruhigten, ein zurückgezo-

genes Leben, ferne von aller Politik, die er auch in Gesprächen gänzlich vermied. Er widmete sich nur noch seiner Diözese, die er von Rom aus zu verwalten fortfuhr, wo ihm auch das Domkapitel immerfort sehr ergeben blieb, besonders weil er einen von Napoleon verfolgten Mann zum Domherrn ernannt hatte und sein Name wurde auch fortwährend allen Akten derselben vorgesetzt. Dieß brachte aber die Royalisten so auf, daß sie sogleich den Papst angingen, ihn von seiner Stelle entsetzen zu lassen, welches derselbe aber mit Unwillen zurückwies.

Indessen trat in sein friedliches Leben zu Rom ein Zwischenakt ein, der auf die nachtheiligste Weise auf sein und vieler Anderer Schicksal eingewirkt hat. Napoleon war von seinem Verbannungsorte, der Insel Elba, wieder losgebrochen (26. Februar 1815) und hatte eine Landung in Frankreich versucht. Faesch war nicht in dem Geheimnisse gewesen, so wenig als irgend ein Anderer der zu Rom sich allmälig wieder sammelnden napoleonischen Familie (mit Ausnahme der Prinzessin Paulina Borghese) und daher nicht wenig bestürzt, weil er sich keinen guten Erfolg versprach und rief daher aus: „dieß ist ein Narrenstreich, er wird sich den Kopf anrennen, sieht er denn nicht, daß die Mächte ihre Truppen noch nicht entlassen haben, sie werden ihn zu nichte machen!" Er aber sowohl als ganz Rom änderten bald ihre Sprache, als man die reißenden Fortschritte des Kaisers in Frankreich wahrnahm und gleichzeitig König Joachim von Neapel mit Eilmärschen den Kirchenstaat zu überfallen drohte und Alles, was fremd war, entfloh, so daß wer immer an einer Stelle war, schon fürchtete, es werde sich Alles wiederholen, was man Widerwärtiges bereits erlebt habe. Man drängte sich zu Faesch, man lauschte auf jedes seiner Worte, man fragte ihn um Rath, man glaubte, er sei eingeweiht, man hielt ihn plötzlich wieder für einen Mann von Wichtigkeit. Er rieth an: Rom nicht zu verlassen, um keine Unordnungen hervorzurufen und im Gegentheil durch Standhaftigkeit der Gefahr die Spitze zu bieten. Allein sein Rath

wurde nicht befolgt, im Gegentheil, weil er nicht fliehen wollte und keine besondern Spuren von Traurigkeit zeigte, hielt man ihn um so mehr für einverstanden und man hörte gar nicht mehr auf ihn.

Als nun vollends, ehe noch Napoleon in Paris eingerückt war, der (wie erwähnt) mit ihm einverstandene Murat, König von Neapel, gebieterisch den Durchzug verlangte, riß der feige Haufe der Cardinale und der höhern Würdenträger den Papst mit sich auf die Flucht, (am Palmtage den 19. März) zuerst nach Viterbo und von da ohne Aufenthalt bis nach Genua. Mit ihnen entfernte sich Alles, was zur Erhaltung der Ruhe der Stadt nicht durchaus nothwendig war, so daß nur eine Sicherheits-Junta von 3 Cardinalen zurückblieb. An Faesch hatte man gar nicht einmal gedacht und deßwegen erging auch an ihn weder eine Einladung zum Dableiben, noch eine solche zur Begleitung des Kirchenhauptes. Er beschwerte sich bitter über diese Zurücksetzung; allein seine drei Collegen stellten ihm vor (oder entschuldigten sich) es sei dieses nur aus Rücksicht auf seine besondere Lage und Verwandtschaft geschehen und man zähle auf ihn, er werde bei seinem Neffen Murat das Beste thun, daß die Sicherheit der Stadt nicht gefährdet werde. Wirklich setzte Faesch sich sogleich mit diesem in Einverständniß, bat ihn dringend von seinem Vorhaben abzustehen, stellte ihm das Beispiel seines Schwagers vor, daß man niemals ungestraft das Patrimonium Petri angreifen dürfe, worauf Murat höflichst und heuchlerisch versprach, auf keine Weise dem Papste nahe zu treten [1]) und nur um schleunigen Durchmarsch von

---

1) Wie wenig ernst es mit diesem Versprechen gemeint war, zeigte sich nur allzubald, als er etliche unbedeutende Vortheile über die Oesterreicher in Toskana erhalten hatte, worauf er sogleich, sich selbst täuschend, vorschnell seine Pläne enthüllte und die Unabhängigkeit Italiens unter seinem Protektorat proklamirte und einen italienischen Reichstag nach Rom ausschrieb, wodurch er also auch in die Verfassung des Kirchenstaates einzugreifen beabsichtigt hat, welche Pläne aber bald hernach durch seine wiederholten Niederlagen und Flucht zu nichte geworden sind.

10000 Mann anhielt, die der Stadt kein Uebels zufügen würden. Allein Faesch ließ nicht nach mit Vorstellungen, bis Murat endlich nachgab und einen andern Weg einschlug, durch welche Unterhandlungen er aber eine kostbare Zeit einbüßte, deren Verlust er nachher bitter hat bereuen müssen. Faesch dagegen erhielt von Genua aus durch den Papst eine glänzende Anerkennung der wichtigen Dienste, die er geleistet hatte.

Faeschs Feinde behaupten jedoch, er habe während Murats Vorrücken bereits wieder ein Haus zu machen angefangen, Soirees gegeben — zu welch allem doch äußerst wenige Zeit vorhanden war — und die Rückkehr seines Neffen nach Paris einen der schönsten Triumphe der Vorsehung genannt. Wie dem auch sei, Faesch hatte keine Ursache mit den Bourbons, die ihn aus seinem Bisthum verbannt hatten, ihm seine rückständigen Besoldungen, sein rechtmäßiges Eigenthum zurückhielten, besonders zufrieden zu sein und mußte daher den Augenblick benützen, wo ihm der Eintritt in Frankreich wieder offen stand, um wieder zu dem Seinigen zu gelangen oder doch wenigstens Vorsorge für die Zukunft treffen zu können. Gieng es noch besser, und hätte die Herrschaft seines Neffen sich befestigt, so würde er wahrscheinlich ohne Bedenken seine Stellen wieder übernommen baben. Vorerst aber verfolgte er wirklich keinen politischen Zweck, sondern nur denjenigen der Selbsterhaltung und versuchte, weil der Landweg geschlossen war, die erste Gelegenheit, um auf einem französischen Schiffe an seine Bestimmung zu gelangen. Eine solche bot sich aber nur über Neapel dar, wohin auch sonst (zu Anfangs April) die ganze napoleonische Familie zusammen traf. Aber erst am 20. April kam es zur Einschiffung und noch dazu hielt ihn einen Tag lang ein Gegenwind im Hafen zurück.

Sowie nun sein ganzes Leben bestimmt schien, einen beständigen Wechsel der sonderbarsten Begebenheiten darzustellen, so auch jetzt. Denn der gleiche Wind, der ihn hinderte sich von Neapel zu entfernen, brachte ihm durch eine französische

Brigg eine Depesche Napoleons, worin er ihn aufforderte sich sogleich wieder zum h. Vater zu verfügen, bei welchem er ihn wieder als seinen Gesandten mit 200000 Fr. Gehalt beglaubigte und ihm auftrug dem Papst zu versichern, daß er keine Absicht habe ihn in seinen weltlichen Besitzungen zu beeinträchtigen und daß er in geistlicher Beziehung sich an die Artikel von Savona halten werde, welch Alles bei gegenwärtigen Umständen fast als eine unnütze Prahlerei anzusehen war.

Faesch sah sich daher wieder genöthigt, sich auszuschiffen; er war aber wegen des Krieges nicht im Stande seines Auftrags sich entledigen zu können und ward auch bald durch die schnell folgenden Ereignisse und nach Murats Rückkehr nach Neapel genöthigt, am 12. Mai sich dem englischen Schutze anzuvertrauen, worauf er mit Jerome, seiner Schwester und all seinem Gefolge die Erlaubniß erhielt, auf einer englischen Parlamentär-Fregatte nach Corsika gebracht zu werden, wo er zum letztenmal seine Insel zu sehen bekam. Allein seine Anwesenheit konnte nicht von Dauer sein. Er trieb selbst vorwärts, sah daher nicht einmal Ajaccio und eilte nach Toulon, um baldigst über sein Eigenthum verfügen zu können, indem ihm nach Murats Fall auch die neue Herrschaft des Kaisers nicht mehr sicher schien. Allein ein Sturm trieb ihn nach dem Golfe St. Juan, wo er an das Land stieg und auf der ganzen Reise nach Lyon überall, mit Ausnahme von Avignon, festlich mit Musik und Aufwartung aller Behörden empfangen wurde, welch Alles, wie bei Napoleon selbst, mit dem Betragen des Volkes bei seinem Abzuge 13 Monate vorher im größten Widerspruche stand. Bei seinem Einzuge zu Lyon läutete man mit allen Glocken und Alles drängte sich auf's Neue zu ihm, wie in den glücklichsten Tagen des Kaiserreiches, so daß nur diejenigen sich zurückzogen, welche glaubten sich allzustark gegen ihn ausgesprochen zu haben.

Allein es sollte auch hier seines Bleibens nicht werden. Napoleon bedurfte seiner abermals zu Paris. Er sollte nicht

nur in der von ihm neugeschaffenen Kammer der Pairs seinen Platz einnehmen, sondern zugleich auch als Primas von Frankreich den Hauptakt bei einer großen kirchlich-politischen Ceremonie begehen, die unter dem althistorischen Namen des Maifeldes vor Napoleons Abreise zum Heere das Volk zum Enthusiasmus zu entflammen bestimmt war. Dieses Fest hatte der republikanische Eifer Lucians ausgesonnen, indem er sich davon wie zur Zeit der Revolution bei der herannahenden Gefahr die gleiche Wirkung wie damals versprach. Allein zu Wiederbelebung republikanischer Gefühle fehlte es an Republikanern, und alle nüchternen Leute, sowie auch Faesch, sahen die Sache als ein ganz unnützes Spektakelstück an, das ohne alle Wirkung sein werde, weßhalb er sich nicht dazu gebrauchen lassen wollte, sondern absichtlich, um dem Feste auszuweichen, noch volle drei Tage in Lyon zurück blieb, worauf einer der Hauptgegner des Papstes, der Erzbischof von Tours, statt seiner die Handlung vollzog. Die dadurch gewonnene Zeit benützte er, um sein geliebtes Seminar zu besuchen, welches aber mittlerweile viel zu pronuncirt bourbonisch geworden war, als daß er darin hätte Gefallen finden können und dennoch war er so großmüthig den Händen der Polizei einige Priester zu entreißen, die eben wegen ihres Bourbonismus bereits in die Gefängnisse abgeführt worden waren und zugleich besorgte er die dringendsten Amts- und ökonomischen Angelegenheiten, so viel sich bei den gegebenen Umständen thun ließ. Diese Reise nach Paris legte übrigens Faesch, dem es an Geld mangelte, nicht mehr wie früher mit hastiger Eile in seinen prachtvollen Equipagen, die 12000 Fr. kosteten (die noch vorhandenen waren in Rom zurückgeblieben), sondern in einem elenden Platzfuhrwerke zurück, auf welches überdieß ein wüthender Royalist noch die Worte vive le roi mit Kreide geschrieben hatte, mit welcher Aufschrift er auch in Paris eingezogen ist. Dort angekommen, bezog er sogleich seinen Pallast in der rue Montblanc, wo sich denn auch nach und nach, aber schüchtern (denn Niemand traute dem Glücke des Kaisers), seine ehemaligen

Freunde und Tafelgenossen aus der glänzenden Zeit des Kaiserreichs bei ihm einfanden, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Faesch nahm es ihnen nicht übel, daß sie nicht auf die gleiche Weise wie ehemals sich ihm näherten, und schrieb es der entgegengesetzten politischen Meinung zu, so wie der Ungewißheit über den Ausgang der Dinge, dankte ihnen aber herzlich für ihre Freundschaft. Er selbst traute der Sache ebenfalls nicht, sondern dachte nur daran, ehe die Thüre wieder auf's Neue geschlossen sei, über sein Eigenthum zu verfügen und sich in finanzieller Hinsicht für die Zukunft sichern zu können. Darum bekümmerte er sich im Mindesten nicht um politische Angelegenheiten, wohnte auch keiner Sitzung der Pairskammer weder vor noch nach der Schlacht von Waterloo bei,[1]) und trachtete nach diesem neuen, aber für immer entscheidenden Schlage blos seine Schwester und Napoleon selbst über seine Unfälle zu trösten und blieb nach dieser für ihn nicht unerwarteten Wendung seines Schicksals mit seiner krank gewordenen Schwester ganz ruhig und unangefochten in Paris, als die Alliirten dort einrückten und Ludwig XVIII. aufs Neue seinen Einzug dort hielt. Er ließ demselben sogleich ein Memorial überreichen, worin er auseinander setzte, daß er glaube durch sein Betragen, sein Privatleben, seine bisherigen Dienste sich das Recht erworben zu haben, in seinem Bisthum bleiben zu dürfen, wo er am meisten gethan die Spuren der Revolution zu entfernen und welches er noch ferner nach besten Pflichten zu verwalten verspreche — in jedem Falle bäte er sich Frist aus, seine Privatangelegenheiten in Ordnung zu bringen, um seinen vielen Verpflichtungen Genüge leisten zu können und seine kranke Schwester nicht zu verlassen, bis diese die Reise anzutreten im

---

1) Weßhalb sich nicht genug zu verwundern ist, wie in einer Correspondenz der Allg. Ztg. ihm nachgesagt werden konnte: „er und Lucian hätten sich während den 100 Tagen in der Pairskammer umsonst einen Namen machen wollen, welches aber wegen ihrem Mangel an Popularität mißlungen sei, welches alles nur in Bezug auf Lucian und dessen Brüder seine Richtigkeit hat.

Stande sei. Der König war nicht ungeneigt in sein Begehren einzutreten, aber seine neuen Minister wollten auch die letzte Spur der Bonaparte aus Frankreich vertilgt sehen. Am feindseligsten zeigte sich der charakterlose Fouché, einst zur Zeit des Schreckens die blutige Geißel von Lyon, dann unter dem Kaiser ein furchtbarer Polizeidespot, dem Faesch so manches Opfer hatte entreißen helfen, jetzt seines Herrn Verräther und neuernannter Minister der Polizei unter Louis XVIII. Er ließ Faesch auf der Stelle wissen, daß seines Bleibens in Frankreich nicht mehr sein könne — er solle sich seinen Aufenthalt in Siena oder Rom auswählen — und er dürfe übrigens, nach seinem eigenen Wunsche, die Reise bald möglichst antreten. Vergebens forderte Faesch zuvor noch die Rückstände seiner Besoldungen, um seine Gläubiger befriedigen zu können. Die Kassen seien leer, hieß es überall, man könne nichts für ihn thun. Aber was ihm Niemand verweigerte und was man ihm sogar mit vielem Anstande aufdrang, das waren die Pässe für ihn und Lätitia, ganz auf die gleiche Weise, wie man 15 Jahre später auch mit den Bourbons verfahren ist. Fürst Metternich, um des Aufenthaltes noch weniger zu machen, ging in der Artigkeit so weit, beiden eine Ehren-Eskorte bis an die Grenze anzubieten, welche auch nothwendig schien und dankbar angenommen wurde. Schon 10 Tage nach dem Einzuge des Königs mußte die Abreise angetreten werden. Diese Zwischenzeit benützte Faesch zur eiligsten Einpackung seiner Gemälde und Bibliothek, Regulirung seiner Finanzen und er ehrte sich selbst und den Beauftragten damit, daß er einen seiner entschiedensten politischen Gegner, den Buchhändler Rusard ersuchte, für den Verkauf seines Pallastes bestmöglich besorgt zu sein. Auf dem Rückwege nach Rom suchte er Lyon und Genf auszuweichen, und zugleich seinen Liebling Joseph Bonaparte in Prangins begrüßen zu können, weßhalb er den Weg über Lausanne, Wallis und den Simplon zu nehmen genöthigt war. Er konnte aber nicht verhindern, daß am Sonntag den 23. Juli 1815 in Bourg en Bresse seine Anwesen-

heit zu Händeln zwischen der dortigen Bevölkerung Veranlassung gab, wovon die eine Partei den König, die andere den Kaiser hochleben ließ. Obgleich er sich von dem Balkon seines Wirthshauses alle Mühe gab, gerade die Leute seiner Partei zur Ruhe zu ermahnen,[1]) so ward ihm dennoch dieses Ereigniß auf das Uebelste ausgelegt und die Stadt selbst dafür mit Contribution und Einquartirung bestraft.

Zu Siena angekommen, erbat er sich auf's Neue von dem Papste die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom. Mehrere Cardinäle wollten ihm die alten Verdrießlichkeiten wieder fühlbar machen und behaupteten: er habe sich selbst von seiner Stelle entfernt und sei dem Glücke und Unglücke seines Neffen gefolgt, weßhalb er auch dieses zu theilen habe, und ihm daher keine Rückkehr zu gestatten sei — aber Pius war dankbar und menschenfreundlich genug, sich seiner alten und neuen Dienste um die Curie und um die Stadt Rom erinnern zu wollen, besonders was er bei Murat ausgerichtet und setzte ihn in alle seine vorigen Verhältnisse wieder ein. Damit ruhte aber keineswegs die Rachsucht eines Theiles der höhern römischen Geistlichkeit. Hatten sie vorher voller Neid in ihm den ersten der Cardinäle wegen seiner Verwandtschaft mit dem Mächtigsten seiner Zeit verehren müssen, so sahen sie ihn jetzt für den letzten an und unterstützten gerne alle Intriguen, welche von nun an die französischen Legitimisten spielen ließen, um ihm auch seine Würde als ersten Erzbischof und Primas von Gallien entreißen zu können. Allein so lange der dankbare und treffliche Pius lebte, gelang es ihnen nicht und erst seinem Nachfolger ward es vorbehalten auch diese Ungerechtigkeit noch an ihm begehen zu lassen.

---

1) Andere Berichte sagen bloß: er habe dergleichen gethan, als wenn er gar nichts höre, was auch glaublicher ist.